

Buchholz, Michael B. und Kolle, Ulrike

## **Familien in der Moderne - Anti-Familie-Familien?**

*Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 38 (1989) 2, S. 42-52*

urn:nbn:de:bsz-psydok-33230

Erstveröffentlichung bei:

**Vandenhoeck & Ruprecht** WISSENSWERTE SEIT 1735

<http://www.v-r.de/de/>

### **Nutzungsbedingungen**

PsyDok gewährt ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit dem Gebrauch von PsyDok und der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

### **Kontakt:**

#### **PsyDok**

Saarländische Universitäts- und Landesbibliothek  
Universität des Saarlandes,  
Campus, Gebäude B 1 1, D-66123 Saarbrücken

E-Mail: [psydok@sulb.uni-saarland.de](mailto:psydok@sulb.uni-saarland.de)  
Internet: [psydok.sulb.uni-saarland.de/](http://psydok.sulb.uni-saarland.de/)

## INHALT

### Erziehungsberatung

- Bittner, C./Göres, H. G./Götting, S./Hermann, J.:* Bewältigungsstrategien von Jugendlichen und ihre Bedeutung für die Beratung (Adolescents Problem Solving Strategies and their Significance for Counseling) . . . . . 126
- Ehrhardt, K. J.:* Sind Erziehungsberatungsstellen mittelschichtorientiert? Konsequenzen für die psychosoziale Planung (Are Child Guidance Clinics orientated along Middle-Class Standards?) . . . . . 329
- Gerlicher, K.:* Prävention – erfolgversprechendes Ziel oder illusionäre Aufgabe für die institutionelle Erziehungs-, Jugend- und Familienberatung? (Prevention – Promising Goal or Illusory Task for the Child, Youth, and Family Counseling?) . . . . . 53

### Familientherapie

- Buchholz, M. B./Kolle, U.:* Familien in der Moderne – Anti-Familie – Familien? (Families Today – Anti-Family-Families?) . . . . . 42
- Gehring, T. M./Funk, U./Schneider, M.:* Der Familiensystem-Test (FAST): Eine dreidimensionale Methode zur Analyse sozialer Beziehungsstrukturen (The Family System Test (FAST): A Three Dimensional Method to Analyze Social Relationships) . . . . . 152

### Forschungsergebnisse

- Aba, O./Hendrichs, A.:* Die stationäre Klientel einer Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie in Hessen (The In-Patients of a Psychiatric Hospital for Children and Adolescents in Hessen) . . . . . 358
- Brinich, E. B./Drotar, D. D./Brinich, P. M.:* Die Bedeutung der Bindungssicherheit vom Kind zur Mutter für die psychische und physische Entwicklung von gedeihschwachen Kindern (The Relevance of Infant-Mother Attachment Security for the Psychological and Physical Development of Failure-to-thrive Children) . . . . 70
- Brumby, A./Steinhausen, H.-C.:* Der Verlauf der Enuresis im Kindes- und Jugendalter (The Course of Enuresis in Childhood and Adolescence) . . . . . 2
- Ernst, H./Klosinski, G.:* Entwicklung und familiales Umfeld bei zwangsneurotischen Kindern und Jugendlichen: eine Retrospektiv- und Vergleichsstudie (Development of Personality and Family Dynamics of Children and Adolescents Suffering from Compulsive Neurosis) . . . . . 256
- Hüffner, U./Mayr, T.:* Behinderte und von Behinderung bedrohte Kinder in bayerischen Regelkindergärten – erste Ergebnisse einer Umfrage (Handicapped Children in Bavarian Preschools/Kindergartens – First Results of a Representative Survey) . . . . . 34
- Kammerer, E.:* Bewertung stationärer jugendpsychiatrischer Therapie – eine Gegenüberstellung der Urteile von Jugendlichen und Eltern (Parental and Juvenile Satisfaction with Psychiatric Inpatient Treatment – Opinions and Judgements in Contrast) . . . . . 205
- Mempel, S.:* Therapiemotivation bei Kindern: Ergebnisse einer empirischen Untersuchung (Children's Motivation for Treatment) . . . . . 146
- Petermann, F./Walter, H. J.:* Wirkungsanalyse eines Verhaltenstrainings mit sozial unsicheren, mehrfach be-

- einträchtigten Kindern (Effects of a Behavior Training with Social Incompetent Children with multiple Systems) . . . . . 118
- Ruckgaber, K. H.:* Die Einrichtung von externer psychoanalytischer Supervision in der Kinder- und Jugendpsychiatrie (How to institute External Psychoanalytical Supervision in an Child-Psychiatric-Clinic) . . . . 210
- Saile, H.:* Zur Erfassung des Temperaments bei Kindern (To Assess the Temperament of Infants) . . . . . 6
- Wisniak, U. V./Posch, C./Kitzler, P.:* Erlebtes Erziehungsverhalten bei juvenilen Diabetikern in der Pubertät (Experienced Parental Rearing Behaviour of Juvenile Diabetic Children) . . . . . 354
- Zimmermann, W.:* Interventionsorientierte Diagnostik der Aggressivität im Kindesalter (Intervention-oriented Diagnosis of Aggressive Social Behaviour in Childhood) . . . . . 335

### Frühförderung

- Artner, K./Barthlen-Weis, M./Offenberg, M.:* Intelligenzbeurteilung mit der Kaufman Assessment Battery for Children (K-ABC): Pilotstudie an einer Stichprobe sprachentwicklungsgestörter Kinder (Assessing Cognitive Development with the Kaufman Assessment Battery for Children (K-ABC): A Pilot Study with Speech- and Language-Disordered Children) . . . . . 299
- Kilian, H.:* Einige Anmerkungen zu Frühförderung und -theapie aus systematischer Sicht (Some Remarks on Early Education from a Systemic Point of View) . . . 277
- Krause, M. P.:* Die „bessere Elternschaft“ – Erziehungshaltung von Müttern behinderter Kinder und deren Bewertung durch Fachleute (The „Better Parenthood“. Educational Attitudes in Mothers of Handicapped Children and their Evaluation by Experts) . . . 283
- Pfeiffer, E. M.:* Bewältigung kindlicher Behinderung (Coping with a Handicapped Child) . . . . . 288
- Sarimski, K./Deschler, J.:* Grundlegende soziale Kompetenzen bei retardierten Kindern: Probleme der Förderung und Evaluation (Social Skills Training with Retarded Children: Treatment Issues and Evaluation) . . 293

### Praxisberichte

- Hürtner, A./Piske-Keyser, K.:* Das gemeinsame Muster physiologischer und beziehungs-dynamischer Prozesse bei einer langjährigen Enkopresis (The Common Patterns of Physiological and Dynamical Processes of a Chronic Encopresis) . . . . . 171
- Hummel, P./Biege-Rosenkranz, G.:* Anorexia nervosa in der zweiten Generation? – Eine Fallstudie (Anorexia nervosa in the Second Generation? – A Case Study) . . 372
- Kilian, H.:* Eine systematische Betrachtung zur Hyperaktivität – Überlegungen und Fallbeispiele (Some Considerations about Hyperactivity form a Systemic Point of View) . . . . . 90
- Räder, K./Specht, F./Reister, M.:* Anorexia nervosa und Down-Syndrom (Anorexia nervosa and Down's Syndrome) . . . . . 343

## Psychosomatik

- Hirsch, M.: Körper und Nahrung als Objekte bei Anorexie und Bulimie (Own Body and Food as Representation of Objects in Anorexia and Bulimia) . . . . . 78

## Psychotherapie

- Günter, M./du Bois, R./Kleefeld, H.: Das Problem rasch wechselnder Ich-Zustände in der stationären Langzeittherapie psychotischer Jugendlicher (The Problem of Rapidly Changing Ego-states in Long Term In-patient Treatment of Psychotic Adolescents) . . . . . 250
- Herzka, S./Nil, V.: Gemeinsame Strukturen der Psychotherapie und Bewegungstherapie (Analogies of Psychotherapy and Movement Therapy) . . . . . 216
- Rohse, H.: Zwangsneurose und Adoleszenz (Compulsive Neurosis and Adolescence) . . . . . 241
- Streeck-Fischer, A.: Zwang, Ichorganisation und Behandlungsvorgehen (Compulsion, Organisation of Ego, and Approaches to Treatment) . . . . . 236
- Süsslenbacher, G.: Die „Hornbärprinzessin“: Anorexie als gelebte Katachrese in der Tochter-Vater-Beziehung – ein Fallbericht (The „Hornbear-Princess“: Anorexia Nervosa as „performed“ Katachresis in Daughter-father Relationship) . . . . . 164

## Übersichten

- Berger, M.: Klinische Erfahrungen mit späten Müttern und ihrem Wunschkind (Clinical Experiences with Late Mothers and their „Wished for“ Children) . . . . . 16
- Blesken, K. W.: Systemisch orientierte Supervision in der Psychotherapie von Kindern und Jugendlichen (Systemically orientated Supervision of Psychotherapy with Children and Adolescents) . . . . . 322
- Brack, U. B.: Die Diagnose der mentalen Retardierung von Kindern im Spannungsfeld von Medizin, Psychologie und Pädagogik (The Diagnosis of mental Retardation in Children from a Medical, Psychological and Pedagogical Point of View) . . . . . 83
- Frey, E.: Über-Ich und Gewissen. Zum Unterschied der beiden Begriffe und seiner Bedeutung für die Psychotherapie von Kindern und Jugendlichen (Superego or Conscience. On the Differentiation of both Terms and its Function for the Psychotherapy of Children and Adolescents) . . . . . 363
- Rothaus, W.: Die Auswirkungen systemischen Denkens auf das Menschenbild des Therapeuten und seine therapeutische Arbeit (The Consequences of Systemic Thinking on the Therapist's Idea of Man and his Therapeutic Work) . . . . . 10
- Schlaginhausen, F./Felder, W.: Sprachliche Form des Columbustests für Sehbehinderte (Langeveld Columbus Test: Adapted for the Testing of Visually Handicapped Children) . . . . . 133
- Specht, F.: „Fremdplazierung“ und Selbstbestimmung („Outside Placement“ and Self-Determination) . . . . . 190
- Steinhausen, H. C.: Zur Klassifikation und Epidemiologie „psychosomatischer“ Störungen im Kindes- und Jugendalter (On Classification and Epidemiology of „Psychosomatic Disorders“) . . . . . 195

## Tagungsberichte

- „Was heißt Aufarbeiten nationalsozialistischer Vergangenheit?“ – Bericht über die XXIII. Wissenschaftliche Jahrestagung der Bundeskonferenz für Erziehungsberatung e. V. . . . . 97
- Bericht über das VIII. Internationale Würzburger Symposium für Psychiatrie des Kindes- und Jugendalters . . . . . 100

- Bericht über die 21. wissenschaftliche Tagung der Deutschen Gesellschaft für Kinder- und Jugendpsychiatrie vom 8. bis 10. Mai 1989 in München . . . . . 263

## Buchbesprechungen

- Alvin, J.: Musik und Musiktherapie für behinderte und autistische Kinder . . . . . 308
- Arens, C./Dzikowski, S. (Hrsg.): Autismus heute. Bd. 1: Aktuelle Entwicklungen in der Therapie autistischer Kinder . . . . . 139
- Balint, M.: Die Urformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse . . . . . 107
- Beland, H. et al. (Hrsg.): Jahrbuch der Psychoanalyse, Bd. 22 222.
- Berner Datenbuch der Pädiatrie. 3. vollst. bearb. u. ergänzte Aufl. . . . . 179
- Bierhoff, H. w./Montada, L. (Hrsg.): Altruismus. Bedingungen der Hilfsbereitschaft . . . . . 221
- Bodenheimer, A. R.: Verstehen heißt antworten. Eine Deutungslehre aus Erkenntnissen der Psychotherapie . . . . . 27
- Brakhoff, J. (Hrsg.): Kinder von Suchtkranken. Situation, Prävention, Beratung und Therapie . . . . . 102
- Bürgin, D. (Hrsg.): Beziehungskrisen in der Adoleszenz . . . . . 226
- Chasseguet-Smirgel, J.: Kunst und schöpferische Persönlichkeit – Anwendung der Psychoanalyse auf den außertherapeutischen Bereich . . . . . 269
- von Cube, F./Storch, V. (Hrsg.): Umweltpädagogik – Ansätze, Analysen, Ausblicke . . . . . 227
- Daly, R./Sand, E. A. (Eds.): Psychological Treatment of mental illness . . . . . 60
- Erning, G./Neumann, K./Reyer, J. (Hrsg.): Geschichte des Kindergartens. Bd. 1: Entstehung und Entwicklung der öffentlichen Kleinkindererziehung in Deutschland von den Anfängen bis zur Gegenwart. Bd. 2: Institutionelle Aspekte, systematische Perspektiven, Entwicklungsverläufe . . . . . 62
- Esser, U.: Rogers und Adler. Überlegungen zur Abgrenzung und zur Integration . . . . . 110
- Esser, U./Sander, K. (Hrsg.): Personenzentrierte Gruppentherapie – therapeutischer Umgang mit der Person in der Gruppe . . . . . 223
- Flammer, A.: Entwicklungstheorien. Psychologische Theorien der menschlichen Entwicklung . . . . . 379
- Flosdorf, P. (Hrsg.): Theorie und Praxis stationärer Erziehungshilfe. Bd. 1: Konzepte in Heimen der Jugendhilfe; Bd. 2: Die Gestaltung des Lebensfeldes Heim . . . . . 182
- Franke, U. (Hrsg.): Aggressive und hyperaktive Kinder in der Therapie . . . . . 140
- Freedman, A. M./Kaplan, H. I./Sadock, B. J./Peters, U. H. (Hrsg.): Psychiatrie in Praxis und Klinik. Bd. 3: Neurosen, Bd. 4: Psychosomatische Störungen . . . . . 179
- Fröhlich, A. D. (Hrsg.): Kommunikation und Sprache körperbehinderter Kinder . . . . . 380
- Gerlinghoff, M./Backmund, H./Mai, N.: Magersucht. Auseinandersetzung mit einer Krankheit . . . . . 139
- Graf-Nold, A.: Der Fall Hermine Hug-Hellmuth. Eine Geschichte der frühen Kinder-Psychoanalyse . . . . . 266
- Gruen, A.: Der frühe Abschied. Eine Deutung des plötzlichen Kindstodes . . . . . 305
- Haberkorn, R./Hagemann, U./Seehausen, H. (Hrsg.): Kindergarten und soziale Dienste . . . . . 182
- Heckerens, H. P.: Die zweite Ehe – Wiederheirat nach Scheidung und Verwitwung . . . . . 312
- Herzog-Bastian, B./Jacobi, V./Moser, P./Scheuring, A.: Straftaten Jugendlicher. Ursachen, Folgen, sozialpädagogische Maßnahmen . . . . . 377
- Holle, B.: Die motorische und perzeptuelle Entwicklung des Kindes . . . . . 180
- Hooper, S. R./Willis, G.: Learning Disability Subtyping . . . . . 379

<i>Iben, G.</i> (Hrsg.): Das Dialogische in der Heilpädagogik . . . . .	313	der Heimerziehung: Ein empirischer Beitrag zum Problem der Indikation . . . . .	105
<i>Innerhofer, P./Klicpera, C.</i> : Die Welt des frühkindlichen Autismus. Befunde, Analysen, Anstöße . . . . .	138	<i>Pothmann, R.</i> (Hrsg.): Chronische Schmerzen im Kindesalter . . . . .	348
<i>Institut für soziale Arbeit e. V.</i> (Hrsg.): Jugendhilfe und Jugendpsychiatrie. Zwischen Konkurrenz und Kooperation . . . . .	307	<i>van Quekelberghe, R.</i> : Anna – eine Lebenslaufanalyse . . . . .	228
<i>Jäger, R. S.</i> (Hrsg.): Psychologische Diagnostik – Ein Lehrbuch . . . . .	109	<i>Quindt, H.</i> : Die Zwangsneurose aus psychoanalytischer Sicht . . . . .	102
<i>Kammerer, E.</i> : Kinderpsychiatrische Aspekte der schweren Hörschädigung . . . . .	308	<i>Reinhard, H. G.</i> : Formen der Daseinsbewältigung psychisch gestörter Jugendlicher . . . . .	380
<i>Kast, V.</i> : Familienkonflikte im Märchen . . . . .	224	<i>Reiter, L./Brunner, E./Reiter-Theil, S.</i> (Hrsg.): Von der Familientherapie zur systematischen Perspektive . . . . .	311
<i>Kauter, H./Klein, G./Laupheimer, W./Wiegand, H. S.</i> : Das Kind als Akteur seiner Entwicklung. Idee und Praxis der Selbstgestaltung in der Frühförderung entwicklungsverzögerter und entwicklungsgefährdeter Kinder . . . . .	346	<i>Reiter-Theil, S.</i> : Autonomie und Gerechtigkeit. Das Beispiel der Familientherapie für die therapeutische Ethik . . . . .	310
<i>Kisker, K. P./Lauter, H./Meyer, J. E./Müller, C./Strömgen, E.</i> (Hrsg.): Psychiatrie der Gegenwart; Bd. 7: Kinder- und Jugendpsychiatrie . . . . .	306	<i>Remschmidt, H./Schmidt, M.</i> (Hrsg.): Kinder- und Jugendpsychiatrie in Klinik und Praxis. Bd. 1: Grundprobleme, Pathogenese, Diagnostik, Therapie . . . . .	105
<i>Klockhaus, R./Trapp-Michel, A.</i> : Vandalistisches Verhalten Jugendlicher . . . . .	378	<i>Remschmidt, H./Schmidt, M.</i> (Hrsg.): Alternative Behandlungsformen in der Kinder- und Jugendpsychiatrie . . . . .	220
<i>Klosinski, G.</i> (Hrsg.): Psychotherapeutische Zugänge zum Kind und Jugendlichen . . . . .	305	<i>Rerrich, M. S.</i> : Balanceakt Familie. Zwischen alten Leitbildern und neuen Lebensformen . . . . .	184
<i>Kratz, B.</i> : Freuds Ehrgeiz – seine Lehrer und Vorbilder . . . . .	304	<i>Rijnaarts, J.</i> : Lots Töchter. Über den Vater-Tochter-Inzest . . . . .	26
<i>Kühler, H. D./Kuntz, S./Melchers, C.</i> : Angst wegspielen. Mitspieltheater in der Medienerziehung . . . . .	104	<i>Rosenberger, M.</i> (Hrsg.): Ratgeber gegen Aussonderung . . . . .	183
<i>Kühne, H. H.</i> (Hrsg.): Berufsrecht für Psychologen . . . . .	28	<i>Rudolf, G.</i> : Therapieschemata für die Psychiatrie . . . . .	25
<i>Kutter, P.</i> : Moderne Psychoanalyse . . . . .	270	<i>Schneider-Henn, K.</i> : Die hungrigen Töchter. Essstörungen bei jungen Mädchen . . . . .	25
<i>Lamnek, S.</i> : Qualitative Sozialforschung. Bd. 1: Methodologie . . . . .	180	<i>Schuhmacher, D.</i> : Sprechen und Sehen . . . . .	381
<i>Landenberger, G./Trost, R.</i> : Lebenserfahrungen im Erziehungsheim . . . . .	313	<i>Schwob, P.</i> : Großeltern und Enkelkinder. Zur Familiendynamik der Generationsbeziehung . . . . .	311
<i>Lempp, R.</i> (Hrsg.): Reifung und Ablösung. Das Generationenproblem und seine psychopathologischen Randformen . . . . .	61	<i>Speck, O.</i> : System Heilpädagogik – eine ökologisch-reflexive Grundlegung . . . . .	26
<i>Liedtke, R.</i> : Familiäre Sozialisation und psychosomatische Krankheit. Eine empirische Studie zum elterlichen Erziehungsstil bei psychosomatisch erkrankten Kindern . . . . .	220	<i>Spiel, G.</i> : Hemisphärendominanz – Lateralität . . . . .	347
<i>Lohaus, A.</i> : Datenerhebung in der Entwicklungspsychologie . . . . .	309	<i>Spiel, W./Spiel, G.</i> : Kompendium der Kinder- und Jugendneuropsychiatrie . . . . .	60
<i>McDougall, J.</i> : Theater der Seele – Illusion und Wahrheit auf der Bühne der Psychoanalyse . . . . .	268	<i>Spring, J.</i> : Zu der Angst kommt die Scham. Die Geschichte einer sexuell mißbrauchten Tochter . . . . .	225
<i>Merkens, L.</i> : Einführung in die historische Entwicklung der Behindertenpädagogik in Deutschland unter integrativen Aspekten . . . . .	184	<i>Steiner, G.</i> : Lernen. 20 Szenarien aus dem Alltag . . . . .	109
<i>Merkens, L.</i> : Aggressivität im Kindes- und Jugendalter . . . . .	378	<i>Steller, M.</i> : Psychophysiologische Aussagebeurteilung. Wissenschaftliche Grundlagen und Anwendungsmöglichkeiten der „Lügendetektion“ . . . . .	103
<i>Merz, M.</i> : Schwangerschaftsabbruch und Beratung bei Jugendlichen – eine klinisch-tiefenpsychologische Untersuchung . . . . .	225	<i>Stork, J.</i> (Hrsg.): Das menschliche Schicksal zwischen Individuation und Identifizierung. Ein Psychoanalytischer Versuch . . . . .	268
<i>Moosmann, H.</i> : Der Kampf um die kindliche Imagination oder Annäherung an das Kind Jesu . . . . .	61	<i>von Tetzchner, S./Siegel, L./Smith, L.</i> (Eds.): The Social and Cognitive Aspects of Normal and Atypical Language Development . . . . .	380
<i>Müller-Hohagen, J.</i> : Verleugnet, verdrängt, verschwiegen – Die seelischen Auswirkungen der Nazizeit . . . . .	228	<i>Thomasius, R.</i> : Lösungsmittelmißbrauch bei Kindern und Jugendlichen. Forschungsstand und praktische Hilfen . . . . .	349
<i>Mutzek, W./Pallasch, W.</i> (Hrsg.): Integration von Schülern mit Verhaltensstörungen . . . . .	181	<i>von Trad, P.</i> : Psychosocial Scenarios for Pediatrics . . . . .	63
<i>Nissen, G.</i> (Hrsg.): Allgemeine Therapie psychischer Erkrankungen im Kindes- und Jugendalter . . . . .	307	<i>von Uslar, D.</i> : Sein und Deutung. Grundfragen der Psychologie . . . . .	223
<i>Petermann, F.</i> (Hrsg.): Verhaltensgestörtenpädagogik . . . . .	28	<i>Volpert, W.</i> : Zauberlehrlinge. Die gefährliche Liebe zum Computer . . . . .	349
<i>Petermann, U.</i> : Sozialverhalten bei Grundschulern und Jugendlichen . . . . .	221	<i>Walper, S.</i> : Familiäre Konsequenzen ökonomischer Deprivation . . . . .	312
<i>Petermann, F./Petermann, U.</i> : Training mit aggressiven Kindern . . . . .	110	<i>Watzlawick, P.</i> : Münchhausens Zopf oder Psychotherapie und „Wirklichkeit“ . . . . .	311
<i>Petermann, F./Noeker, M./Bochmann, F./Bode, U./Grabisch, B./Herlan-Criado, H.</i> : Beratung mit krebserkrankten Kindern: Konzeption und empirische Ergebnisse . . . . .	178	<i>Weiss, T.</i> : Familientherapie ohne Familie . . . . .	108
<i>Petri, H.</i> : Erziehungsgewalt – Zum Verhältnis von persönlicher und gesellschaftlicher Gewaltausübung in der Erziehung . . . . .	377	<i>Welsch, U./Wiesner, M.</i> : Lou Andreas-Salome. Vom „Lebensurgrund“ zur Psychoanalyse . . . . .	267
<i>Pikler, E.</i> : Laßt mir Zeit. Die selbständige Bewegungsentwicklung des Kindes bis zum freien Gehen . . . . .	348	<i>Wendeler, J.</i> : Psychologie des Down Syndroms . . . . .	140
<i>Planungsgruppe PETRA</i> : Analyse von Leistungsfeldern		<i>Witte, W.</i> : Einführung in die Rehabilitations-Psychologie . . . . .	108
		<i>Zöller, D.</i> : Wenn ich mit euch reden könnte ... Ein autistischer Junge beschreibt sein Leben . . . . .	381
		<b>Editorial:</b> 276, 322	
		<b>Autoren der Hefte:</b> 25, 58, 101, 137, 178, 219, 266, 304, 346, 376	
		<b>Diskussion/Leserbriefe:</b> 58	
		<b>Tagungskalender:</b> 30, 64, 111, 141, 185, 229, 271, 315, 350, 382	
		<b>Mitteilungen:</b> 30, 65, 112, 142, 186, 231, 272, 316, 351, 382	

Aus der Abteilung für Psycho- und Soziotherapie der Universität Göttingen  
(Abteilungsvorsteher: Prof. Dr. med. E. Sperling)

## Familien in der Moderne – Anti-Familie-Familien?

Von Michael B. Buchholz und Ulrike Kolle<sup>1</sup>

### Zusammenfassung

Alternative Lebensformen haben sich im Gefolge der 68er Bewegung in deutlicher Abgrenzung gegen die bürgerliche Kleinfamilie herausgebildet. Sie bilden familienanaloge Lebensformen mit einem deutlichen familienkritischen Impuls; deshalb werden sie hier „Anti-Familie-Familien“ genannt. Auch sie begegnen Schwierigkeiten, die weder allein durch Neurosenlehre noch Theorie der Familie begriffen werden können; es ist notwendig, kulturelle und zeitgenössische Veränderungen, die die Partnerprobleme wesentlich mitbestimmen, zu reflektieren. An den Anti-Familie-Familien lassen sich in besonderer Deutlichkeit Phänomene des Einflusses kulturellen Wandels auf Selbstdeutungsmuster untersuchen; diese Veränderungen diffundieren auch in „normale“ Familien hinein und fordern deshalb den Familientherapeuten auf, die Zeitgeschichte in seiner therapeutischen Praxis zu berücksichtigen.

### 1 Einleitung

Wir möchten Beobachtungen über einen, wie es uns scheint, neuen Typus von Familien mitteilen. Ihr Zusammenleben weist charakteristische Züge auf: ein Mann und eine Frau haben ein Kind; sie sind nicht verheiratet, das Kind stammt von einem ganz anderen, dritten Partner oder Partnerin, oder sie haben eine gemeinsame Wohnung, wohnen dort aber nicht regelmäßig zusammen und teilen sich gleichwohl die Miete, oder sie leben in einer vielköpfigen Wohngemeinschaft. Was diese Beziehungskonstellationen von allen anderen unterscheidet, ist, daß die Partner meist eine studentenbewegte oder alternative Sozialisation durchlaufen haben und von dort eine ausgeprägte Sensibilität für institutionelle Zwänge mitbringen. Das läßt sie ihre Form des Zusammenlebens rational gut begründen; sie scheitern jedoch – trotz des alternativen Impulses – an der Verstrickung in die Geschichte(n) ihrer Herkunftsfamilien. Wir haben diese Fa-

milien deshalb als moderne Anti-Familie-Familien bezeichnet.

Da in der Zeit der Wende „das Ende der Alternativen“ (Hors, 1985) ausgerufen wird, muß der alternative Impuls die Quadratur des Kreises versuchen: innerhalb einer gesellschaftlich verstärkten Lebensform Familie nicht-familiär zusammenzuleben. Diese fortgesetzte, oft verzweifelt ratlose Suche nach dem „ganz anderen“, hier gespeist aus einer familienkritischen Haltung, können auch Familientherapeuten teilen. Heute lauern zwei Gefahren für Versuche alternativer Lebensformen: „Bewußtlosigkeit“, sofern auf Legitimation verzichtet wird, oder „Affektlosigkeit“, sofern die Legitimation in bloßer Rationalisierung (Habermas) erstickt. Die Balance zwischen beiden Polen gelingt den „Anti-Familie-Familien“, die Therapie aufsuchen, nicht; sie zu ermöglichen, Ambivalenzen ertragen zu helfen – darin sahen wir eine Chance für therapeutische Einflußnahme. Diese mußte immer den Umweg über die Fixierung an die Muster der Herkunftsfamilien der Partner durchlaufen. An Fallbeispielen soll deutlich werden, wie biographische, mehrgenerational erworbene Familienmuster (Sperling et al. 1982) mit dem alternativen Impuls konfliktieren.

### 2 Ein Fallbeispiel

Bei uns meldete sich ein unverheiratetes Paar mit 2 kleinen Kindern (3 Jahre; 6 Monate) an. Frau A. (32. J.) war arbeitslose Akademikerin, Herr B. (38 J.) arbeitsloser Handwerker.

Das Paar lernte sich bereits vor vielen Jahren kennen; damals war Herr B. der Freund einer Freundin von Frau A. Beide verloren sich aus den Augen, als Frau A. in ein anderes Bundesland zog, um eine befristete Stellung anzutreten. Dort hatte sie eine mehrjähriger Beziehung zu einem Mann, von dem sie sich jedoch trennte. Dieser ehemalige Freund verzog nach der Trennung und besuchte Frau A. ein Jahr später noch einmal für ein paar Tage auf der Urlaubsdurchreise in den Süden. Bei diesem Kurzbesuch entstand der älteste Sohn von Frau A. Nachdem sie von der Schwangerschaft erfahren hatte, wollte sie das Kind vaterlos mit zwei befreundeten Müttern aufziehen. Sie kündigte kurz bevor sie in ein festes Arbeitsverhältnis übernommen wor-

<sup>1</sup> Dank an Ilona Schöll, Ulrich Beushausen und Brigitte Heyden für Kritik und Anregungen.

den wäre, einerseits weil sie nichts von der Möglichkeit der Beurlaubung bei der Geburt eines Kindes gewußt habe und andererseits sei es ihr aber auch nicht vorstellbar gewesen, ihr weiteres Leben in solch vorgefertigten Bahnen zu passieren. Dann allerdings entschieden sich die beiden befreundeten Mütter doch für das Leben mit den Vätern ihrer Kinder, was Frau A.s alternative Perspektive zerstörte. In ihrer Not nahm sie wieder den Kontakt zu Herrn B. auf.

Wie wir in den Gesprächen mit solchen Paaren immer wieder feststellten, verläuft schon die Phase der Intimisierung der Beziehung in einer charakteristischen Weise: Der Rausch der Verliebtheit wird ersetzt von einer eher nüchternen Orientierung: Frau A. brauchte Hilfe nach dem Zusammenbruch ihrer alternativen Lebensplanung.

Herr B. seinerseits hatte in der Beziehung zu einer früheren Freundin mehrere Abtreibungen miterlebt. Nun wollte er der schwangeren Frau A. helfen und sie mit dem Kind unterstützen. Herr B. bot deshalb Frau A. an, ihr befristet bis zur Geburt des Kindes zur Seite zu sein. Da er ein „Eigenbrötler“ sei, hätte er es als Anmaßung empfunden, die Beziehung zeitlich unbefristet zu lassen.

Diese bewußte Planung einer intimen Beziehung berührte uns eigentümlich. Herr B. mit der großen Zahl miterlebter Abtreibungen hilft jetzt einer Schwangeren; Frau A. mit ihrer Absicht, männerlos zu leben, hat plötzlich einen Mann, aber keinen Vater für ihr Kind. Durch die zeitliche Befristung bekam die Beziehung einen fast vertraglichen Charakter. Sie wurde ungewollt als eine Zweckgemeinschaft definiert – und das mußte zu beträchtlichen Irritationen und Diskrepanzen zum eigenen Selbstverständnis führen: Die Beziehung sollte ja auch persönliche Integration ermöglichen, sollte auch eine Freundschaft sein.

Auf Herrn B.s Vorschlag einer zeitlichen Begrenzung reagierte Frau A. dementsprechend gekränkt. Widersprüchlich genug erlebte sie Herrn B.s Hilfe auch als Behinderung, da sie sich bewußt von Männern entfernen und ihr Kind ganz für sich bekommen wollte. Herr B. wiederum war bald so engagiert, daß er nach der Geburt des Kindes den Absprung nicht schaffte.

Das Paar entwickelte die Lebensperspektive, solange das Kind nicht schulpflichtig sei, nicht zu arbeiten. Beide wollten mit dem Kind in der Welt umherfahren, „das Leben genießen“ und sich ausschließlich der Erziehung des Kindes widmen. Dieser Traumplan ist allerdings nie realisiert worden.

Nach der Geburt ließ sich Herr B. gegen den Willen des leiblichen Vaters, aber mit Frau A.s Zustimmung als leiblicher Vater bei der Behörde offiziell registrieren. Mit diesem Akt verband er die Vorstellung von klareren Verhältnissen für den Sohn und auch für sich selbst: er wolle sich nötigen, Verantwortung zu übernehmen.

Ein solcher Widerspruch zwischen „offizieller“ und „inoffizieller“ Wirklichkeit der Selbstdefinition begegnete uns immer wieder. Wir verstanden ihn nach zwei Seiten hin:

a) Er ist ein Merkmal des Konflikts, in staatlich geregelter, familienfördernder Umwelt nicht-familial zusammenzuleben; das ist der soziologisch-zeitgenössische Aspekt.

b) Es gibt aber auch eine unbewußte Dynamik: Die „Mehrheitsgesellschaft“ (Willke, 1983) mit ihren bürokratischen Regelungen wird öfter als „nur böse“ Mutter erlebt, was einen selbst dazu legitimiert, zu ihr ein lediglich ausbeuterisches Verhältnis zu haben. Im Fall der Vaterschaftsregelung setzt man sich über „mütterliche“ Regelungen, d.h. über das unbewußte Inzest-Tabu hinweg. Die Dimension des „Vaters“ wird dabei verleugnet.

Diese Lösung des Widerspruchs zwischen bürgerlicher und alternativer Ordnung schwelt: Man gibt dem Kaiser, was des Kaisers ist, um ihn desto sicherer zu verachten – aber um den Preis nicht nur der Wahrheit, sondern eigener Wahrhaftigkeit. Dabei wird die Wirkung, die die Preisgabe des Anspruchs eigener Wahrhaftigkeit nach innen, auf die Beziehung, auf die Identität des Sohnes hat, verleugnet.

Frau A. hält weiterhin den Kontakt zum leiblichen Vater ihres Kindes und auch zu dessen Familie aufrecht – sehr zum Ärger von Herrn B.

Die paradox antifamiliäre Einstellung der Familie kommt in dieser Nichtachtung von Vaterschaften und Familiengehörigkeitsgrenzen zur Geltung. Ein solches Arrangement entspringt bewußter Absicht, Grenzen des „Normalen“ aufzulösen; dabei zugefügte Kränkungen dürfen allerdings weder wahrgenommen noch können sie verarbeitet werden. Die Annullierung von Regeln und innerer Orientierungsverlust verstärken sich wechselseitig und schaffen ein Beziehungschaos, das dann insofern auch „gebraucht“ wird, als das bewußte Erleben aller Widersprüche unerträglich wäre.

Trotz des neuen Familiengefühls war es Herrn B. wichtig, seine eigene Wohnung beizubehalten. Seine sogenannte „Höhle“ bietet ihm Rückzugsmöglichkeiten bei Konflikten. Frau A. lebt in ihrer Wohnung mit nunmehr zwei Kindern weitgehend allein. Frau A. erhoffte sich nämlich von der Geburt eines zweiten Kindes, Herrn B. falle es mit einem eigenen Kind leichter, sich zur Familie zu bekennen. Diese überraschend familiäre Orientierung wurde von ihr nicht als im Widerspruch zu der vorher beschriebenen antifamiliären Ausrichtung erlebt. Ob es nun eine „Familie“ ist oder nicht, ist jedoch ständiges Thema. Das Kind sollte dazu dienen, Herrn B. näher an die Familie zu binden.

Die Situation hatte sich bis zur Anmeldung in unserer Abteilung dermaßen zugespitzt, daß es dem Paar nicht mehr möglich war, sich bezüglich der Kinderbetreuung für wenige Stunden pro Tag organisatorisch abzusprechen. Innerhalb der letzten Jahre hatten sie sich mehrfach getrennt, hielten diesen Zustand nicht aus und versuchten es immer neu ohne Erfolg.

Die Beziehungsgeschichte des Paares A./B. erschien uns verworren und chaotisch. Sie wurde verständlich, als es gelang, von der aktuellen Lebenssituation Abstand zu nehmen und wir uns mehr den Erfahrungen in der Herkunftsfamilie zuwenden konnten. Beide machten sich ihre unterschiedliche Sozialisation zum Vorwurf für das

Nichtgelingen ihrer Beziehung. Dazu luden wir Herrn B. mit seiner noch lebenden Mutter und dann Frau A. mit ihren Eltern zu jeweils getrennten Gesprächen ein.

### 2.1 Die Vorgeschichte von Herrn B.

Herr B. ist das 3. Kind von insgesamt 4 Geschwistern. Beide Eltern stammten aus wohlhabenden Familien, die eigene Betriebe im Osten Deutschlands bewirtschafteten. Nach der Flucht in den Westen bei Kriegsende wollte Herr B.s Großvater väterlicherseits sein Gewerbe erneut aufbauen und Herrn B.s Vater ins Geschäft einführen, damit die Existenz der Familie gesichert sei. Der Großvater überlebte jedoch die Flucht nicht, und der „leichtlebige“ Vater von Herrn B. kümmerte sich nur unzureichend um die Familie. Herr B. sah seinen Vater erstmalig im Alter von 4 Jahren und von da an auch nur sehr sporadisch. Er wuchs quasi vaterlos auf. Daß er Strukturen wie die Anerkennung der Vaterschaft (s)eines nicht-leiblichen Kindes setzte, erscheint so doppelt motiviert: es ist ein Wiedergutmachungsversuch an den vielen anderen abgetriebenen Kindern und zugleich eine Art Selbstheilung, als ob er damit zum Ausdruck bringen wollte, daß dieses Kind nicht ohne Vater aufwachsen solle, wie er selbst.

Trotz der finanziellen Misere und der desolaten Situation der Familie wünschte sich der Vater von Herrn B. noch ein weiteres Kind mit der Begründung, er wolle wenigstens ein Kind von Anfang an aufwachsen sehen. Wie selbstverständlich wird hier schon in der Vorgeneration ein noch ungeborenes Leben – bei allem Verständnis für den väterlichen Wunsch – für die emotionale Entschädigung eines Elternteiles phantasiert; dies letzte Kind, nach Herrn B. geboren, wurde später psychotisch. Als Herrn B.s Vater wenige Jahre nach der Geburt dieses letzten Kindes starb, erlosch für die Mutter jegliche Hoffnung auf ein besseres Leben. Ihre Enttäuschung über den Tod des Mannes gerade in der Zeit des wirtschaftlichen Aufschwungs ist ihr noch heute deutlich anzumerken. Sie fühlte sich von der Teilnahme am Wirtschaftswunder ausgeschlossen. Die rational gefärbte Enttäuschung hat den knapp 10jährigen Herrn B. traumatisiert; es gab keine Einfühlung in seine Trauer, weil auch seine Mutter nicht trauerte. Er sprach erstmalig in unseren Sitzungen davon, daß er um den Vater nie getrauert habe und statt dessen die Mutter wegen deren Enttäuschung bemitleiden mußte.

Seine Familie lebte in einer Flüchtlingsbaracke, allerdings mit kostbaren Möbeln aus der wohlhabenderen Zeit. Für Herrn B. bedeutete diese Situation das Aufwachsen in einer „schizophrenen Lebenswelt“ (sein Ausdruck), seine Mutter habe in der Vergangenheit gelebt bzw. versucht, diese zu restaurieren. Wegen der teuren Möbel wurde er von den anderen Kindern in der Barackensiedlung gemieden und gehänselt. Er vermisse eine emotionale, Stabilität gebende Bezugsgruppe. Nach eigenen Angaben lernte er nie Geborgenheit und ein liebevolles Zuhause kennen. Er und seine Geschwister wurden von einem Kindermädchen aufgezogen; seine Mutter habe sich in Haushaltsangelegenheiten überfordert und inkompetent gefühlt. Wahrscheinlich jedoch versuchte sie mit der Anstellung eines Kindermädchens, bei bestehender finanzieller Not, den früheren Status einer wohlhabenden Familie zu reetablieren. Die beiden jüngsten Kinder seien in dem Trubel der katastrophalen Ereignisse und dem Kampf um die Lebenssicherung untergegangen. Herr B. befürchtete, genauso „abzugleiten“ wie jene Geschwister; er begreift sich heute als eigentlich nicht lebensfähig. Von daher muß er permanent „panikartig gegen mich selbst ankämpfen“ und darf seine neuen Lebensziele nicht aus den Augen verlieren, um nicht „in ein schwarzes Loch abzugleiten“. In jeder ihm nahestehenden

Frau muß er seine Mutter suchen, die ihn endlich adäquat lieben soll – ein ihm ganz und gar bewußter Gedanke. Ihm fehle zum Leben die Liebe, die Aufmerksamkeit und das mütterliche Interesse als entscheidender Baustein, wie er es einmal formulierte.

Herr B. stammte ursprünglich aus wohlhabender priviligierter Familie. Sein von ihm als „alternativ“ angebotener Lebensstil wird auf dem Hintergrund seiner Biographie verständlich, als notwendige Folge der Verarmung seiner Familie durch den Krieg. Die Phantasie, in der Welt herumzuvagabundieren, setzte die unruhige Lebensweise aus der Baracke fort; traurig genug, konnte er auch in dieser „Alternative“ keine „Heimat“ finden.

### 2.2 Die Vorgeschichte von Frau A.

Frau A. ist die mittlere von drei Geschwistern. Die Mutter ist nach einem Hochschulstudium, trotz einer vor einigen Jahren aufgetretenen lebensbedrohlichen Erkrankung und mehrerer schwerer Operationen, in selbständiger Arbeit tätig. Sie versuche, ihre Krankheit zu „besiegen“. Auch Frau A.s Vater habe seiner Frau in ihrer Krankheit „helfen“ wollen, doch auch die Mutter hat dies als Behinderung empfunden, da sie ihr ganzes Leben über nur Selbstständigkeit kennengelernt habe. Hier wird die Wiederholung von Frau A.s eigener Partnerschaft deutlich: auch ihre Beziehung basierte auf „Hilfe“ im Fall einer Not. Ihr Vater war vor seiner Berentung freiberuflicher Mitarbeiter in finanziell steter Unsicherheit. Er lehnte die Übernahme in ein mögliches festes Angestelltenverhältnis zeitlebens ab, um sich nicht zu sehr festzulegen. Auch hier wieder das Vorbild für Frau A.

Sie und ihre Geschwister sind mit einem Kindermädchen aufgewachsen; der Haushalt wurde von einer Haushälterin besorgt. Die von „fehlender Mütterlichkeit“ geprägte Kindheitssituation bedauert Frau A. noch heute. Zwischen ihr und ihrem Vater besteht ein andauernder Spannungszustand seit Frau A.s Pubertät. Sie hatte eine erste sexuelle Beziehung zu einem Freund, der Arbeiter war – das war nicht standesgemäß. Ihre bis dahin latente oppositionelle Haltung den Eltern gegenüber brachte sie nun offen zum Ausdruck. Sie spielte vielleicht auch bei der Partnerwahl eine Rolle; jetzt war sie ja wiederum mit einem Arbeiter zusammen, der allerdings aus reicher Familie stammte und so den Ansprüchen des Vaters und ihrer Opposition zugleich (die Partnerwahl als neurotischer Kompromiß) Genüge tat. Ihr Haß, der beiden Eltern galt, speiste sich aus dem Vorwurf fehlender Mütterlichkeit und heftete sich an den Vater. Dieser sei es gewesen, der die Mutter zu ihrer anstrengenden Berufstätigkeit gedrängt habe.

Nach dem Abitur zog Frau A. von zu Hause aus. Sie wollte „versumpfen, saufen und rumhängen“. Ihr ging es dabei schlecht; sie lernte einen Freund kennen, mit dem sie mehrere Jahre zusammenblieb, von dem sie schwanger wurde, abtrieb und sich nach der Abtreibung von ihm trennte. Danach begann sie eine Beziehung mit einem Drogenabhängigen, der nach wenigen Jahren starb. Heute sagt sie dazu, sie habe versucht, sich „kaputtzumachen“. Erst nach dem Tod dieses letzten Freundes rappelte sie sich „zum Leben auf“ und machte ihr Examen.

Sie fühlte sich zum ersten Mal von ihren Eltern anerkannt, als sie beruflich arbeitete. Doch könne sie es nicht ertragen, nur deshalb Anerkennung zu erlangen. Nach ihrer Kündigung verschaffte ihr der Vater einige erfolglose Bewerbungsmöglichkeiten. Zu den alten Konflikten mit den Eltern kommt der neue dazu, neben ihren Berufswünschen ihren Kindern eine bessere,

sie den ganzen Tag betreuende Mutter sein zu wollen – also das zu realisieren, von dem sie sich wünschte, daß es ihre Mutter möglich gemacht hätte.

Beiden Eltern gegenüber fühlt sich Frau A. heute wie „ein kleines Mädchen“. So wird sie von ihren Eltern behandelt, indem diese sie nicht zu Wort kommen lassen, ihr die Bedeutung ihrer Worte im Munde umdrehen, ihren Vornamen verniedlichen etc. Sie reagierte mit immer schärferen Handlungen, besonders dem Vater gegenüber, ist aber heute in Gegenwart der Eltern schüchtern, lieb und anpassungswillig. In einer Gruppe in Poona suchte sie Zugehörigkeit und Innigkeit. Heute weiß sie, daß diese „Flucht“ ihr nicht half, einen besseren Vater zu finden. Seit einigen Jahren hat sie den offensiven Kampf gegen ihn aufgegeben und kommt sich vor „wie eine Null“. Sie unternimmt nichts, was ihr Leben in eine andere Richtung bringen könnte, weil sie glaubt, nur auf diese Weise sicher gehen zu können, Vaters Wünsche nach beruflicher Etablierung zu boykottieren. Sie überlegt, es könne sein, daß ihre Opposition ein stellvertretender Kampf ist: den sie für ihre Mutter gegen den Vater führt. Trotz Mutters selbständiger Arbeit hat sie diese immer abhängig und dem Ehemann gegenüber untergeordnet erlebt. Bevor Frau A. eigene Kinder hatte, verachtete sie die Mutter heftig wegen deren fehlender Rebellion.

Die Wut und die Enttäuschung gegenüber den Eltern verschiebt sie auf ihren Partner. Herr B. zeigt ihr gegenüber ähnliche Verhaltensweisen wie ihr Vater ihrer Mutter gegenüber. Er behandelt sie oft wie eine hilfsbedürftige Person; sie signalisiert ein starkes Abhängigkeitsbedürfnis. Das unbewußte Thema ihres Lebens, so könnte man zusammenfassen, ist bisher der vergebliche Kampf gegen den Vater – um die Mutter. Dieser Kampf hat sie handlungs- und entscheidungsfähig gemacht. Wir haben diese in ihrer Verwirrung so eindrucksvolle Fallbeschreibung zu Anfang gewählt, weil sie unsere These anschaulich zu illustrieren geneigt ist: wenn der Versuch, mit Hilfe alternativer Lebensformen aus familiärem Zwang, aus erlebter ehelicher Unzufriedenheit bei den eigenen Eltern, auszubrechen, scheitert, dann am unbewußten Wiederholungszwang. Das ist natürlich nicht gültig für alle alternativen Versuche, wohl aber bei den Familien, die Behandlung aufsuchen. Wirklich alternativ zu leben, d. h. in auch innerer Freiheit von alten Zwängen, scheint eine immense Kraft vorauszusetzen, die nur verfügbar wird, wenn die eigene Lebensgeschichte in der neuen Lebensform begriffen, aufgehoben werden kann. Im anderen Fall gibt die nur rational durchgeführte Kritik einen emotionalen Raum frei, in dem sich alle alten Mächte ungestört tummeln können.

Das „Neue“ wird dann zur Wiederholung des Alten. Solche problematischen Beziehungskonstellationen entstehen und verschärfen sich in einem gesellschaftlichen Kontext, der zunehmend „rationalisierter“ – und damit paradoxerweise gewalttätiger wird, und der nicht mehr in der Lage ist, in Traditionen abgesicherte Identitätsmuster und Lebensformen bereitzustellen. Die Rede von der „No-Future-Generation“ erfaßt sicher etwas Richtiges; angesichts einer Vergangenheit der Eltern- und Großelterngeneration, mit der man sich nur gebrochen identifizieren kann, wäre es ebenso richtig, von einer „No-Past-Generation“ zu sprechen.

### 3 Eine soziologische Hypothese

Die 68er Versuche, aus Reihenhauskultur und familiärer Enge, aus autoritären Traditionsgefügen und liebloser Erstarrung, aus der Dumpfheit, die die Verdrängung der nationalsozialistischen Vergangenheit in den Familien hinterließ, und die durch „materialistisches“ Erfolgs- und Besitzstreben kollektiv abgesichert wurde, auszubrechen, sind mittlerweile in die unterschiedlichsten Richtungen verzweigt. Welche anderen Motive eine Rolle gespielt haben? Es ging immer auch darum, eine alternative Lebensform zur Familie zu entwickeln, die als Institution verantwortlich gemacht wurde für die eigenen Beschädigungen. Es entstanden Wohngemeinschaften (WG) der verschiedensten Art, Versuche, gemeinsam zu leben und zu arbeiten, Hierarchien, Machtverhältnisse im Mikrokosmos der Alltagsinteraktion sollten abgebaut werden – und es gelang auch zum Teil. Jedenfalls ging von der Studentenbewegung und den ihr nachfolgenden Alternativen eine verändernde Kraft aus – nicht nur für die „Scene“, sondern für die Umwälzung aller als privat angesehenen Lebensformen. Die Zunahme der unverheiratet zusammenlebenden Paare, aber auch der Zahl der Singles sind dafür Indizien<sup>2</sup>. „Denn jenseits der Kleinfamilie klappt ein soziales Vakuum, das unaufhaltsam wächst“, diagnostiziert Horx (1985, S. 33).

Angesichts der Möglichkeit zur Wahl der Lebensform ist jeder einem Legitimationszwang ausgesetzt; er muß seine Wahl, prinzipiell jedenfalls, begründen können. Von diesem Zwang ist man in festgefühten Traditionssystemen weitgehend entlastet. Heute gilt: „Wenn die Rituale der Tradition außer Tritt geraten, die *selbstredend* Entscheidungen vorprogrammieren, scheint die Ambivalenz der Gefühle, die zum neuen Entscheidungsträger geworden sind, in greller Klarheit auf“ (Spangenberg/Altevogt-Brauns, 1983, S. 111). Wo ein Familienleben nicht mehr als selbstverständlich gilt, entsteht gerade durch die Wahlmöglichkeiten ein Dilemma: zwar sind rationale Begründungen gefordert, aber gleichwohl im Bewußtsein davon, daß sie unmöglich sind. Es gibt keine rationalen Kriterien dafür, warum die eine der anderen Lebensform vorzuziehen sei<sup>3</sup>. Gerade das haben die Erfahrungen in der Scene der WGs und Beziehungskisten oft bitter bestätigt. Hinzu kommt die gerade bei Erfahrenen und Aufgeklärten verbreitete Angst, jene alten Familienzwänge selbst wieder zu schaffen, denen man doch entkommen wollte. Besonders virulent wird das Legitimationsdilemma, wenn die Festigung einer beruflichen Identität ansteht oder die Frage „warum Kinder kriegen?“ (Spangenberg/Altevogt-Brauns, 1983), beantwortet

<sup>2</sup> Schüle (1983) zitiert eine Statistik, wonach die 1- bis 2-Personenhaushalte von 1910 bis 1975 von 22% auf 56% aller Haushalte zugenommen haben. Ähnliche Angaben finden sich im Bericht des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit über „Nichteheliche Lebensgemeinschaften“ (1985).

<sup>3</sup> Tyrell (1985, S. 102) spricht davon, daß „explizit-positiver Sinn für Heiraten und Ehe plausibel immer weniger zur Hand ist“.



werden soll. Auch hier fallen in einer extrem bedrohten Welt Begründungen schwer, sie sind aber gleichwohl verlangt.

Die verschärfte Wahrnehmung und Auseinandersetzung mit politischer (Wettrüstung) und gesellschaftlich-sozialer Bedrohung (z.B. Arbeits- und Perspektivlosigkeit) stellt den vorläufigen Höhepunkt der „Entzauberung“ der Welt (Max Weber) dar; sie hat mittlerweile die Familien in ihrer Alltagsrealität erreicht. Niemand kann sich mehr mit Illusionen der Aufgabe der Familiengründung und Gestaltung des Familienlebens widmen, ohne daß sie in kürzester Zeit an den Beziehungsrealitäten schmerzhaft korrigiert würden. Darin kommt prägnant zum Ausdruck, daß die „Rationalisierung der Lebenswelten“ (Habermas, 1981), die Auflösung und Auszehrung bislang unbefragter Traditionsbestände, in die Familien selbst eingedrungen ist.

Habermas unterscheidet zwei Arten der Integration der Gesellschaft: die *systemische Integration* der Gesellschaft gelingt über die Steuerungsmedien von Macht und Geld und regelt sich über eine funktionale Zweckrationalität, die der Optimierung der Handlungskoordination der Gesellschaftsmitglieder dient. Daneben bestehen *sozial integrierte Lebenswelten*, die von einer an gegenseitiger Verständigung orientierten kommunikativen Vernunft geregelt werden. Zu solchen Lebenswelten gehören Traditionsbestände und -reste, soziale Ritualisierungen und Verhaltenserwartungen, die individuelle und kollektive Identitäten absichern. Zu ihnen gehört auch die Familie. In dem Maße nun, in dem die Zweckrationalität der systemischen Integration in die sozial und kommunikativ strukturierten Lebenswelten eindringt, wird eine „strukturelle Gewalt“ (Habermas, 1981, Bd. 2, S. 278) frei, die als Einschränkung von Kommunikationsmöglichkeiten ausgeübt und erfahren wird. Familienmitglieder beginnen ihre alltägliche Verständigung nach Rationalitätskriterien auszurichten, optimieren ihr „Kommunikationsverhalten“, lassen kaum noch Platz für „Irrationales“, für Emotionen. „Es schleicht sich unvermittelt eine Art technologisches Verständnis von Spontaneität und emotionaler Offenheit ein: statt verzehrender Affekte ein Konfliktmanagement“ (Spangenberg/Altevogt-Brauns, 1983, S. 112). Was damit der Absicht nach bewahrt werden soll, wird so gerade unterlaufen: eine im eigenen Erleben abgesicherte, gerade die Differenz zu sozialen, normativen Verhaltensvorschriften behauptende Subjekthaftigkeit. Rationalisierung dringt in die „Verständigungsform“ (Habermas) des Alltags ein. Sie kann nicht allein beklagt werden; Rationalisierung ist ein äußerst zwiespältiger Prozeß. Er ist anti-institutionell, tendiert zur Auflösung von Beziehungsinstitutionen wie Ehe und Familie. Das hat mindestens einen Vorteil: der Legitimationszwang nötigt dazu, bislang unbefragt gültige familiäre Wert- und Normsysteme als prinzipiell disponibel anzusehen. Dies mag vor allem Jugendlichen bei der Ablösung von oft mehrgenerational tradierten elterlichen Verhaltensvorschriften (Sperling u. a., 1982) helfen; insofern kommt hier ein emanzipatorisches Potential zum Tragen, das den familienkritischen Impuls der Studentenbewegung

aufnimmt und fortsetzt. Die Kehrseite ist die beträchtliche emotionale Belastung dieses Zwangs zur Freiheit: die Möglichkeit und geforderte Fähigkeit, sich aus allen tradierten Problemlösungen, sich aus vorformulierten Lebensläufen und Lebensentwürfen auszukoppeln, fordert ein ungeheures innovatives Potential heraus. In Krisensituationen kann nicht mehr stillschweigend auf bewährte Problemlösungsmuster zurückgegriffen werden, ohne daß das als „Rückfall“ erlebt würde. Solche Dilemmata können nicht gelöst, sie müssen entwickelt und balanciert werden. Gelingt dies, ist ein Gewinn erreicht, der nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Aber auch hier droht immer wieder die Gefahr des Scheiterns. Unter neuem Namen setzt sich der unbewußt gewordene, mehrgenerationale Wiederholungszwang um so unerkannter durch.

Bei den von uns behandelten Familien handelte es sich meist um Eltern der Jahrgänge 1945 bis 1955. Deren frühkindliche Sozialisation war vom Versuch ihrer eigenen Eltern geprägt, die im Nationalsozialismus (vgl. auch Massing und Beushausen, 1986) erlebte Destruktion auch des Familienlebens ungeschehen zu machen. Die Großeltern knüpften an Muster familiärer Lebensgestaltung aus der Zeit vor dieser Destruktionserfahrung, vor 1933 also, an; man kann dies als Versuch verstehen, etwas davon zu bewahren oder zu retten, gleichzeitig war ein solcher Versuch von der großelterlichen Verdrängungsleistung überschattet. In Verbindung mit solchen psychotherapeutischen Erfahrungen könnte die Rationalisierung der Lebenswelten als Versuch gedeutet werden, sich vor der Wiederkehr des Verdrängten, d. h. vor der Neubelebung der von den Nationalsozialisten ausgebeuteten regressiven Sehnsüchte und vor der Wiederkehr verhängnisvoll erfahrener mythologischer Bilderwelten mittels des magischen Bannes der Rationalität zu schützen.

Solche soziologisch inspirierten Überlegungen formulieren Aspekte des Realkontextes heutigen Familienlebens<sup>4</sup>. Es wundert daher nicht, wenn Familientherapeuten zunehmend verschiedenen Varianten der Lösung dieses Dilemmas begegnen. Schon 1976 hatte Duss-von Werdt die Familientherapie als angewandte Familiensoziologie gefordert. Erinnert sei auch an Bernfelds Forderung an die Psychoanalyse (1929), den „sozialen Ort“ seelischer Störungen mit zu berücksichtigen; Bernfeld meint vor allem einen historischen, hier also zeitgeschichtlichen Aspekt.

Im folgenden sollen deshalb weitere Beobachtungen an solchen modernen Familien mitgeteilt werden, mit dem Ziel deutlich zu machen, in welcher je spezifischen Weise sich das beschriebene zeitgeschichtliche Dilemma mit individuell biographischen Mustern verschränkt.

<sup>4</sup> Schüle (1983) nennt noch weitere: die Entlastung der Familie von Imperativen aus dem Produktionssystem; die Auflösung der Großfamilie; aber auch: Beziehungen basieren auf persönlichem Kontakt, was einen „erhöhten Legitimationsbedarf“ impliziert, aber auch mit der Chance zu vergrößerter Reziprozität das Risiko des Scheiterns erhöht.

#### 4 Ein weiteres Fallbeispiel

Herr C. wird Vater des heute 1½-jährigen Holger, durch den er sich an seine Freundin gekettet fühlt, so wie sein Vater ein Kind bekam, als er noch sehr jung war und seine Berufsausbildung noch nicht abgeschlossen hatte. Herr C. mußte zunächst nach der Geburt von Holger für ein paar Wochen in eine andere Stadt fahren, um dort in Ruhe seine Examensarbeit abschließen zu können. Daß dieser unverheiratete Mann sich dennoch „verheiratet“ fühlt, kennzeichnet seine emotionale Verfassung wohl recht gut. Er lebt mit seiner Freundin und Holger auf einem alternativen Bauernhof.

Seine Freundin, Frau D. arbeitet als Ärztin in einem Bereich, der sie ständig mit solchen Krankheiten in Berührung bringt, an denen vor mehreren Jahren ihr Vater verstarb. Sie glaubt allerdings nicht, daß es da irgendeinen Zusammenhang gibt. Beim „zweiten Überlegen“ meint sie dann, sie habe ganz bewußt diese schwierige Arbeit angenommen, weil sie glaubte, damit die versäumte Trauer über Krankheit und Tod des Vaters nachholen zu können. Später konnten wir sehen, daß sie sich aus Schuldgefühlen oft in sie überfordernde Situationen brachte.

Ihre Überzeugung vom Zufall teilt auch Herr C.: einen Zusammenhang zur Entstehung von Holger, seiner damaligen Situation und der seines Vaters kann er nicht erkennen. „Zufall“ ist auch, daß Frau D. auf dem Anmeldezettel ein Geburtsdatum einträgt, wonach sie gerade im Kleinkindalter gewesen wäre. Ihre Überzeugung von der Zufälligkeit all dessen gerät erstmals ins Wanken, als sich herausstellt, daß ihre Anmeldung bei uns in enger zeitlicher Nähe zum Jahrestag des Todes ihres Vaters erfolgte. Sie ist ganztätig berufstätig. Herr C. jobt sich mit abgeschlossenem Studium so durch. Dafür ist ihm die Beaufsichtigung von Holger aufgetragen, die Versorgung des Haushaltes usw. Er spricht davon, daß er sich als „Hausmann, besser als Hausfrau“ fühle, was die Umkehr der klassischen Rollenverteilung gut zum Ausdruck bringt. Dazu paßt, daß er die „weiblichen“ Verhaltensweisen und Verhaltensstörungen bei Unzufriedenheit mit der isolierten, wenig honorierten Hausarbeit an den Tag legt: morgens findet er nicht aus dem Bett, reagiert depressiv, zweifelt am Sinn des Zusammenlebens, läßt das Geschirr herumstehen. Genau darüber ärgert sich seine Freundin, wenn sie abends gestreßt und müde nach Hause kommt. Wie sonst die Ehemänner (im klassischen Rollenklischee) macht sie ihm dann Vorwürfe, daß er doch nichts zu tun habe, außer dem bißchen Haushalt usw. Er (in der klassischen Rolle der Frau) wiederum revanchiert sich für solche Vorwürfe mit Kritik an ihrem Umgang mit Holger: sie sei zu hart, versorge ihn nicht richtig.

Beide suchen Hilfe zur Klärung alltagspraktischer Probleme, hoffen den Tagesablauf besser „organisieren“ zu können. Darin kommt gut zum Ausdruck, wie sie ihre Probleme als „Rationalisierungsprobleme“ nach dem Vorbild einer verbesserten Betriebsorganisation auffassen. Sie berichten allerdings im gleichen Atemzug, daß ein früherer Therapieversuch nach wenigen Sitzungen abgebrochen wurde: der Therapeut hätte alles „nur so pragmatisch“ gesehen. Der kleine Holger war während der ersten Sitzungen mit anwesend. Er spielte zufrieden.

Ein zentrales Beziehungsthema, die Vertauschung der Geschlechtsrollen, schälte sich so schon früh heraus. In der Übertragungsbeziehung ließ sich noch ein ganz anderes Thema erkennen. Hier ging es um die Frage, wer von beiden das Lieblingskind von uns Therapeuten sei? Beide achten genau darauf, daß keiner zuviel redete, ohne daß der andere auch „dran“ käme, es mußte Zeit sein, das Bild, das einer vom anderen gemalt hatte, und

das die Therapeuten nun hatten, zu korrigieren. Ging das nicht befriedigend ab, brach der „zu kurz“ gekommene Partner gegen Ende der Sitzungen in Tränen aus und nötigte so zu Anfang stets die Sitzungen zu überziehen. Wer darf das Kind sein? Diese Frage und der Wunsch, sie agierend zu realisieren, beherrschte die Paarbeziehung und stand hinter der vordergründigen Thematik der Geschlechtsrollenumkehr. Diese von Übertragungsforderungen beherrschte Gestaltung der Sitzungen äußerte sich auch als unterschwellige Geschwisterrivalität, als ob beide nicht Mann und Frau, sondern Bruder und Schwester seien – ein Interaktionsmuster, das sich später auf dem biographischen Hintergrund besser verstehen ließ.

Schon in der häufigen Betonung des Zufälligen kommt eine – von uns als zentraler Abwehrmechanismus aufgefaßte – Verleugnung von Subjektpositionen zum Ausdruck. Mit ihr einher ging eine große Verunklarung von Realitäten, die es äußerst schwierig machte, etwas über die gemeinsame Geschichte und die individuelle Biographie zu erfahren. Es war als ob beide auch hier kein Gefühl dafür hätten, selbst handelnde, ihr Leben gestaltende Subjekte zu sein. Nach mehreren Stunden ergab sich folgendes Bild:

Zum Zeitpunkt ihres Kennenlernens lebte Frau D. schon geraume Zeit mit einem anderen Mann zusammen, hatte aber gleichwohl regelmäßige Beziehungen zu anderen Männern. Vielleicht auch wegen der damit demonstrierten unbürgerlichen Lebensweise, der Tolerierung von Seitenbeziehungen und der Nicht-Thematisierung von Eifersuchtsempfindungen (die als bürgerliches Relikt abgewertet wurden), galten die beiden in ihrem Bekanntenkreis, zu dem auch Herr C. zählte, als Traumpaar. Häufige elegante Freizeitaktivitäten, die sie als zu ihrem Lebensstil zugehörig betrachtete, brachten ein Element mit hinein, dessen Widerspruch zur alternativen Alltagsgestaltung sie nicht empfand. Herr C., der „irgendwie so herumkrebste“, eher depressiv gestimmt war, mit seinem Studienabschluß nicht recht vorankam, wenig Geld hatte usw., fühlte sich mächtig aufgewertet, als sie sich in ihn verliebte. „Es war eine schöne Verliebtheit“, sagt er stolz. Sie hätten einfach gerne miteinander geschlafen. „Und wie kam es dann dazu, daß Holger entstand?“, fragen wir und erfahren, daß sie das „einfach so provoziert“ haben: Wenige Monate nach dem Beginn ihrer intimen Beziehungen war Frau D. schwanger. Es war für uns sehr überraschend zu erfahren, daß diese so aufgeklärten, auch in Kinderpsychologie belesenen und so kritisch eingestellten Eltern keine Verhütungsmittel benutzt hatten und so „zufällig“ in eine klassische Mußehe hineingeschlittert sind – die dann freilich nicht offiziell gemacht wurde. Bewußt wollten beide – ganz rational eben – keine Familie gründen, da sie sich von ihren eigenen Familienerfahrungen genügend beschädigt fühlten<sup>5</sup>.

<sup>5</sup> Ein anderes Motiv für die Begründung, nicht heiraten zu wollen, kommt noch hinzu: in alternativen Kreisen muß, wer heiratet, sich auch legitimieren und gerät damit verschärft in das oben beschriebene Legitimationsdilemma (vgl. dazu auch Horx, 1985). Es schien uns eine willkommene Bestätigung unserer These, als im „Göttinger Tageblatt“ ein junges Paar, das, wie aus dem Anzeigentext hervorging, schon 11 Jahre lang eine „Ehe“ führte, seine Heirat mit den Worten ankündigte: „Uns sind die Gegenargumente ausgegangen.“

#### 4.1 Die Vorgeschichte von Herrn C.

Die Zufälle waren von den unbewußten Wiederholungszwängen hoch determiniert: Herr C. ist als vorläufig letztes Kind einer großen Geschwisterreihe auf einem Bauernhof zur Welt gekommen. Sein Vater habe, damals noch nicht volljährig, seine Mutter wegen der Schwangerschaft mit dem ältesten Geschwister heiraten müssen; auch er war damals mit seiner Berufsausbildung noch nicht fertig. Er erinnert sich deutlich daran, daß sein Vater zu Hause eine „muffige Atmosphäre“ verbreitet habe, vielleicht, so meint Herr C. heute, weil er „auch“ mit einer Frau wegen eines Kindes zusammenbleiben mußte. Das „auch“ war natürlich wieder nur zufällig aus ihm herausgerutscht. Seine Mutter schildert er als eher überlastet, depressiv.

Als Herr C. sie schildert, verstehen wir eine Eigenart seiner Sprechweise: er redet in überlangen Sätzen, weit ausholend, sehr viel erklärend, sich auch oft rechtfertigend. Spürbar ist dabei ein Bedürfnis, endlich einmal die Dinge so schildern, zurechtrücken zu dürfen, wie er sie sieht und darin bestätigt, anerkannt zu werden. Gleichzeitig fühlten wir uns als Zuhörer von seinen langen Ausführungen oft regelrecht gequält, hatten Mühe zu folgen und alles zu behalten; unsere Gedanken schweiften ab. Zunächst verstanden wir nur, daß er selbst verhinderte, um was er sich so dringlich bemühte und waren uns klar, daß wir nicht von unserem Gefühl, gequält zu werden, vorschnell auf eine unbewußte Absicht seinerseits schließen durften. Vielmehr schien es sich ja um ein pathologisches Interaktionsmuster zu handeln: er wollte sein Gegenüber zu etwas bringen, das ihn befriedet hätte, und als von seiner depressiven Mutter die Rede war, wurde klar, daß es sich bei dem Gegenüber um das Objekt seiner frühen Kindheit gehandelt hatte.

Die depressive Mutter konnte ihrem jüngsten Sohn nicht mehr das nötige Maß an Zuwendung und Aufmerksamkeit geben, das er nun heute „quälend“ forderte. Zu dieser unbewußten infantilen Szene mit dem inneren Objekt paßte dann, daß er seine Freundin als rivalisierendes Geschwister wahrnehmen mußte, die ihm das, was wir als Therapeuten-(Eltern-)Paar geben konnten, auch noch wegnahm, mit dem er teilen mußte. Seine Depression hellte auf, als wir besprechen konnten, daß er die Depression der Mutter in sich trug.

Als Kind hatte er sich aus der unguten Atmosphäre der elterlichen Beziehungen und der hektischen Betriebsamkeit einer Landwirtschaft auf ein Baumhaus geflüchtet. Im nahen Obstgarten hatte er sich schon als Vierjähriger eine Bleibe gezimmert, in die er sich zurückzog und von dort das Geschehen beobachtete und seinen Gedanken nachhing. Dieser Ort der „über-legenen“ Sicherheit entpuppte sich als Vorläufer seiner rationalisierenden Abwehr, aber auch seiner Schwierigkeiten, auf der Bühne dessen, was „unten“ geschah, mitzuspielen. Seine Angst, sich einzulassen, wurde verständlich, denn er hatte praktisch in jeder Lebenslage einen solchen Hochsitz zur Verfügung; z. B. stellte sich jetzt heraus, daß er seit einem Jahr schon neben der Therapie mit seiner Freundin hier noch eine Einzeltherapie machte.

Aus all dem ließ sich nicht nur auf eine große innere Einsamkeit und eigenartige Beziehungslosigkeit schließen; verständlich wurde auch die unbewußte Motivierung seiner Partnerwahl: es war ihm ja gelungen, eine Frau aus den Händen von anderen Männern (d. h. „Brüdern“) zu entführen, und nun konnte er hoffen, bei ihr das Kind zu sein und alles nachholen zu dürfen, was er aufgrund seiner damaligen Rivalitäten glaubte nicht bekommen zu haben. Dieser Versuch mußte allerdings daran scheitern, daß seine Freundin ja keine Mutter sein konnte, jedenfalls nicht für ihn und daß er, um sie an sich zu binden, ein Kind, einen neuen Rivalen also, mit ihr zeugen mußte. Zuhause hatte er erleben müssen, als Pubertierender noch eine weitaus

jüngere Schwester zu bekommen, auf die er schrecklich eifersüchtig gewesen war. Wir verstanden bald gemeinsam, daß er Holger oft deswegen nicht so versorgte, wie es nötig gewesen wäre, da Holger von seiner Mutter etwas bekam, von dem er glaubte, daß es ihm vorenthalten würde. So war er fixiert an eine Dualbeziehung mit einer depressiven Mutter; die unbewußte Identifizierung mit dem bewußt abgelehnten Vater ließ ihn dessen Schicksal nachgestalten. So konnte er nicht „Vater“ für Holger sein, sondern fühlte sich als „Hausfrau“ und wollte selbst als Kind in seinem Hochsitz von der Mutter „gefunden“ (Winnicott, 1960) werden.

#### 4.2 Die Vorgeschichte von Frau D.

Frau D. kommt auf ihre Kindheit auf dem Umweg über ihre derzeitige Arbeit auf der Krankenstation zu sprechen. Oft ertrage sie das Leid dort nicht, könne mit ihrem Freund allerdings abends nur wenig darüber sprechen. Sie bekomme oft mit, daß Angehörige von Kranken z. B. bei der Verabschiedung äußern, daß sie daran dächten, der morgige Tag werde eine Besserung bringen – und im nächsten Augenblick verbieten sie sich selbst solche Gedanken – weil, wenn man daran denke, träte doch das Gegenteil ein!

Sie selbst habe schon öfter daran gedacht, was wohl wäre, wenn z. B. Holger so krank wäre, und dann glaubt sie von sich selbst, eigentlich sehr böse Wünsche gegen ihn zu hegen. Als wir entlastend erläutern, daß wohl alle Mütter von Zeit zu Zeit ihre Kinder totwünschen, zeigt sich, daß sie nur schwer zwischen solchen Gedanken und dem Handeln daraus unterscheiden kann. In klaren Momenten weiß sie allerdings, daß sie „Boden unter den Füßen“ hat. Sie staunt: mal taucht sie auf und dann wieder geht sie in solchen, von ihr als „magisch“ bezeichneten Denkweisen unter. Das sei schon zu Hause üblich gewesen. Ihre Großmutter mütterlicherseits habe z. B., als sie 14 Jahre alt war, gesagt, daß ein naher Verwandter gestorben sei, habe nur daran gelegen, daß sie so viele bunte Pullover und Dirndlkleider getragen habe. Die Mutter habe solche Behauptungen unterstützt, aber auch die bunten Kleider für sie gekauft. Auf eine Formel gebracht – besprachen wir – bekam sie so von der Mutter mit: „Liebe ist mörderisch.“ So mußte sie immer um Liebe konkurrieren und durfte doch keinen Erfolg damit haben. Sie erinnere sich ganz genau, wie verwirrend sie das erlebt habe, und wie grundlos schuldig sie sich fühlte. Als der Vater krank wurde, sei sie von der Überzeugung gequält gewesen, es habe daran gelegen, daß sie kurz zuvor von zu Hause ausgezogen war. Allerdings erinnert sie sich auch daran, oft solche Reden von Mutter und Großmutter angehört zu haben, und daß sie sich innerlich eine andere Sicht abgekapselt bewahren konnte.

Aus dieser Zeit erinnert sie einen Traum: Sie habe Blumen umgetopft, und die Mutter gieße diese Blumen mit viel zu viel Wasser, so daß „die Blumen totgehen“. Dieser Traum öffnete die Thematik, wie sehr sie sich von der Mutter „falsch behandelt“ gefühlt habe, v. a. durch deren (reaktive) Überfürsorglichkeit (zu viel Gießen).

Vom Vater berichtet sie eine eindruckliche Szene: Etwa 15jährig habe sie mit dem Vater oft politisch diskutiert. Der Vater habe ihr an einem langen Tisch gegenüber gesessen und andauernd behauptet, sie habe ganz andere Gründe für ihre Meinungen, als sie vorgebe. Darüber wurde sie laut, er wurde immer ruhiger, und dann sei sie „ausgerastet“, aufgesprungen und aus dem Zimmer gerannt und der Vater habe, sich bestätigend gesagt: „Jetzt sieht man's, jetzt spinnt sie!“ Das habe sie selbst oft geglaubt; beim nächtlichen Betrachten des Sternenhimmels sei ihr die Unendlichkeit des Kosmos klar geworden, und sie habe

angefangen zu verzweifeln bei dem Gedanken, daß sie das mit ihrem „kleinen Verstand“ erfassen solle. Dann schien es ihr, als habe der Vater doch noch Recht.

Wenn wir ihren „kleinen Verstand“ ins Verhältnis setzen zu der mystifizierenden Großspurigkeit des Vaters, läßt sich erkennen, wie sehr sie die ihre Weiblichkeit entwertende Haltung des Vaters verinnerlicht haben mußte. Ein weiterer Traum, in dem sie den Vater als „mit zwei linken Händen“ erlebte, brachte ihre ödipale Phantasie zum Bewußtsein, den Vater im Grunde besser verstehen zu können als die Mutter. Die beschriebene Rollenumkehr mit ihrem Freund steht hiermit im Zusammenhang: nachdem sie festgestellt hatte, daß sein Verstand sie nicht so erlösen konnte, wie sie es erhofft hatte, entwertete (kastrierte) sie ihn, er wurde zur Hausfrau, und dabei bediente sie sich der gleichen entwertenden Haltung wie der Vater, mit dem sie identifiziert war. Die Identifizierung folgte hier der Objektbeziehung und enthielt diese noch: identifiziert war sie mit dem Vater auch vereint.

Erst als sie als Jugendliche den ersten sexuellen Kontakt mit einem Freund hatte und das lange vor den Eltern verheimlichen konnte, fühlte sie sich sicherer. Als es dann herauskam, machte ihr die Mutter schwere Vorwürfe, daß sie solchen Erlebnissen nachginge, während der Vater doch schon krank sei. Sie fügt aus heutiger Sicht hinzu, die Mutter sei auch sehr neidisch auf sie geworden, da sie nun etwas hatte, was die Mutter entbehren mußte. Die „bunte“ Kleidung darf wohl als Ausdruck der Sinnesfreude und dann auch der Sexualität aufgefaßt werden, die verpönt war. „Wer bekommt mehr Liebe?“ – das Konkurrenzmotiv klingt auch hier wieder an.

Sobald wie möglich zog sie aus dem Elternhaus des „crazy making“ aus. Verständlich, daß sie mehrere Männer, sozusagen als Sicherung gegen die Angst vor der Verrücktheit hatte, und daß sie mit dem Mann ein Kind zeugte, dessen Rationalität und gleichzeitige „Erdverbundenheit“ (auf dem Bauernhof, wie er einmal sagte) sie am besten zu sichern schien vor dem Magisch-Irrationalen und vor der Weite des Kosmos. Aber ihre soweit rationale Partnerwahl war auch vom Wiederholungszwang bestimmt. Sie war ja an einen Mann geraten, von dem sie sich ebenso gequält fühlte, wie sie es von ihrem Vater kannte. Er unterstützte ihr Verlangen nach eleganter Garderobe nicht und behinderte so die von ihr gefundene Möglichkeit, Sinnenfreude Ausdruck zu geben, die ja schon von Mutter und Großmutter mit dunklen Andeutungen verboten wurde. So gesehen entlastete seine Rationalität sie sehr gut von dem Konflikt mit ihrer Mutter; sie hoffte, in ihm einen „Vater“ zu finden, der ein Gegengewicht bilden würde zu den „Denkstörungen“ (ihr eigener Ausdruck!) der weiblichen Linie in ihrer Familie, worin ihr Vater gerade versagt hatte.

## 5 Zusammenfassung unserer Beobachtungen und klinische Hinweise für die Behandlung

An allen von uns in die Gruppe der „modernen Anti-Familie-Familien“ eingereichten Beziehungskonstellationen zeigt sich eine besondere Struktur: Unter soziologischem Gesichtspunkt scheint das Motiv der Liebesheirat (soweit man von Heirat sprechen kann), zumindest im Selbstverständnis der Beteiligten keine Rolle mehr zu

spielen<sup>6</sup>. Für eine engere Bindung sind andere, „rationale“ Gründe im Selbstverständnis vorherrschend. Bei Herrn C. und Frau D. war es die Geburt von Holger; andere Paare heiraten schließlich wegen der Steuerersparnis oder ziehen zusammen, weil es billiger ist. Ihr Selbstverständnis eine rationale Zweckgemeinschaft einzugehen, widerspricht ihren emotionalen Ansprüchen eklatant.

Bei diesen Paaren überwiegt an der Stelle des Motivs der Liebesheirat eine resignierte Konfliktorientierung. Nach vielen gescheiterten Beziehungserfahrungen wissen beide Partner, daß sie sich vor allem auf Konflikte einlassen, die dann allerdings auf rational handhabbar erscheinende Bereiche verschoben werden, wie z. B. die Organisation des gemeinsamen Haushaltes. Das Fehlen des Motivs der Liebeswahl geht so gesehen mit einer Individualisierung der Partnerwahl und einer Entsinnlichung der Paarbeziehung, einer Desexualisierung paradox einher: es kontrastiert eigentümlich mit dem alternativen Lösungsversuch, zu dem doch die Befreiung der Sinnlichkeit gerechnet werden darf.

Die rationale Grundorientierung läßt ein emotionales Vakuum entstehen, in das alle anderen Orientierungen um so ungestörter, aber auch unbegriffener einfließen können. Hierher gehören unterschiedliche Wertsysteme, Statusüberlegungen (die stets eine Rolle spielen und stets verleugnet werden), aber auch die tieferen, aus der Herkunftsfamilie mitgebrachten Beziehungsmuster. Die „dort und damals“ erzeugte, heute noch virulente, oft sehr große emotionale Bedürftigkeit kann kaum noch begreifend nacherlebt werden und setzt sich um so ungehinderter hinter dem Rücken der Beteiligten durch. Was an Neuem entsteht (z. B. die Zeugung von Kindern) kann nur mit so hilflosen Begriffen wie „Zufall“ erklärt werden. Ein so begrenztes Selbstverstehen geht eine unglückliche Verbindung ein mit dem Versuch, Neues zu gestalten. Den Kindern kommen vielfältige Aufgaben für die Erwachsenen zu. Einmal sollen sie Ambivalenzen entscheiden helfen; ist das Kind erst einmal da, gibt es einen Grund, zusammenzubleiben. Es ist dann Träger der Hoffnung, Liebe vom Partner zu bekommen, und soll gleichzeitig die eigene verarmte Emotionalität bereichern. Daß mit solcher Parentifizierung (*Boszormenyi-Nagy* und *Spark*, 1981) die Bedürftigkeit von Kleinkindern wiederum weitgehend ignoriert wird, läßt die traurige Vermutung zu, daß der Wiederholungszwang hier fortgeführt wird. Wegen der Ambivalenz der Eltern er-

<sup>6</sup> Die historisch begründete These von *Schenk* (1987), die in den alternativen Lebensformen eine Ablösungsgestalt der bürgerlichen Ehe durch die Liebe sieht, können wir aus unseren Erfahrungen so nicht bestätigen. Der Optimismus dieser These ist jedoch vielleicht dann nicht überzogen, wenn man berücksichtigt, daß unsere Anti-Familie-Familien vielleicht genau daran scheitern, daß ihnen die Ablösung von der historischen Gestalt der Ehe nicht gelingt (aufgrund der unbewußten Bindung an die Muster der Herkunftsfamilien), so daß sie für die „Liebe“ nicht frei werden. Das wäre ein therapeutisches Ziel, das sich aus historischen Überlegungen ergeben könnte.

scheint uns die Einbeziehung auch der kleineren Kinder zu den therapeutischen Sitzungen wichtig.

Traditionelle Rollenverteilungen werden oft einfach umgekehrt; die daraus resultierende Beschränkung individueller Freiheitsgrade beider Partner – wegen der negativen Fixierung auf die Traditionsmuster, die ja unaufgelöst bleiben – darf dann ebenso wenig wahrgenommen werden, wie wenn beide Partner, in für einen Außenstehenden klar ersichtlicher Weise, das Schicksal der eigenen Eltern bis in die Details wiederholen.

Gerade der drängende und rational so gut begründete Anspruch, es ganz anders machen zu wollen als die eigenen Eltern, äußert sich als massiver Widerstand gegen Versuche, die Biographie zu explorieren. Beide Partner haben beträchtliche Angst, daß mit dem Wiederauftauchen von Erinnerungen an früher, sie unmittelbar wieder in die alten Abhängigkeiten zurückfallen könnten. Sozusagen unterhalb der bewußten Identität als politisch aufgeklärte, in Beziehungskosten erfahrene, selbstreflexiv und kritisch eingestellte Menschen findet sich eine andere, noch ganz und gar von infantilen Ängsten, Abhängigkeiten und Wiederholungszwängen bestimmte Identität.

Ein Beispiel dafür wäre jene Frau um die Dreißig, die immer in sehr ferne Länder reisen mußte, um dort „die ganz anderen Männer“ kennenzulernen. Ihre Beziehungen endeten in zwanghaft sich wiederholender Weise mit Abtreibungen. Eine ihrer größten Ängste war, daß in einer Therapie herauskommen könnte, „daß ich eigentlich nur Hausfrau sein will“ – deshalb glaubte sie, besser eine Therapie zu vermeiden.

Verallgemeinernd ließe sich salopp formulieren, daß in solchen Beziehungen der Wiederholungszwang gefürchtet wird wie die Pest – und doch hat man ihn längst im Haus. Erst jedoch, wenn die frühen Ängste und Bedürftigkeiten zur Sprache kommen konnten, finden sie Anschluß an die bewußten Motivierungen, anderes gelingender zu gestalten. Das muß deshalb therapeutisches Ziel sein. Vorher müssen die Beteiligten mit einer eingeschränkten Verfügbarkeit über ihre eigene Geschichte leben, die sich als unklare Identität äußert.

Dies spielt bei der Art der von uns – neben anderen – beobachteten Abwehrmechanismen hinein: In den Anfangsphasen der therapeutischen Sitzungen werden Realitäten in einem beträchtlichen Ausmaß verunklart. Es ist sehr schwer herauszubekommen, wie das Paar eigentlich lebt, welche Kinder es noch aus früheren Beziehungen gibt, wie die Finanzierung geregelt ist, welche Arbeit jemand hat, wer mit im Haus oder in der Wohnung lebt etc. Es dauert lange, bis solche Details klar berichtet werden können. Das Motiv für diese Unklarheiten scheinen uns nicht nur Absichten zu sein, vor den Therapeuten etwas verbergen oder verschweigen zu wollen. Es geht auch um die Vorstellung, die „Beziehung an sich“, unabhängig vom konkreten Lebenszusammenhang, könne behandelt werden.

Wie eine solche Abstraktheit konkret aussieht, so könnte man paradox formulieren, machten Frau E. und Herr F. deutlich: beide haben sich in einer Hauptstadt der alternativen „Scene“

während eines sozialwissenschaftlichen Studiums kennengelernt; sie haben einen fünfjährigen Sohn, der Asthma-Anfälle bekommt wenn sie streiten, und deswegen sie sich angemeldet haben. Herr F. arbeitet trotz beendetem Studium als alternativer Handwerker im zuvor erlernten Beruf seines Vaters. Frau E. und Herr F. leben mit ihrem Sohn zusammen. Sie beschreiben ihre „Beziehungsprobleme“ klug und aufgeklärt; es ist vom „Spiel“ die Rede, aus dem sie allein nicht heraus finden, von der „Verdrängung“ dieser oder jener Aspekte; beide haben Vermutungen, einleuchtende sogar, daß bei ihnen die „Mutterbeziehung“ als Ursache in Frage komme – aber sie schlafen seit der Zeugung des Sohnes, also seit 5 Jahren nicht mehr miteinander. Beide leiden unter der „Körperlosigkeit“ (ihr eigener Ausdruck) – ein, wie wir fanden, imponierendes Beispiel für die hier gemeinte „gelebte Abstraktheit“ der „Beziehung an sich“.

Dieser abstrakte Begriff von der „Beziehung“ ist dafür verantwortlich, wenn Realitäten für bedeutungslos gehalten werden. Die gleichen Personen, die die Abhängigkeit der Nur-Hausfrau vom geldverdienenden Ehemann in bürgerlichen Familien deutlich sehen, erklären das für bedeutungslos, wenn er von ihr abhängig ist und sie um Geld angehen muß. Ein abendlicher Streit kann damit nicht in Verbindung gebracht werden. Gestritten wird über „Banalitäten“; Streit dient der Distanzierung, ohne sie wirklich gelingen zu lassen. Am Streit muß aber auch verclincht festgehalten werden. Der Widerstand gegen die Aufhellung der eigenen Biographie bewirkt, daß beide Partner sich an ein „Hier und Jetzt“ klammern, das zum Austragungsort für früher entstandene Konflikte wird.

Ein wesentlicher Teil der „Beziehungsarbeit“ besteht darin, diese zu beobachten, sich metakommunikativ darüber auszutauschen, nicht aber sie zu leben. Gerade weil beide Partner von familiären Deformierungen wissen, sind sie füreinander scharfe Beobachter, fast Kritiker und verstehen sich füreinander als Korrektiv. Die Beziehung wird in ihre Beobachtung verlegt. Dem objektivierenden Blick entgeht dann gerade die subjektive Not. Therapeutische Äußerungen, wie z. B.: „Sie können sich gegenseitig so schwer nur entlasten“ rufen dann oft schon Tränen hervor. Kommt es dazu, daß sich einer der Partner öffnet und sehr berührende Details seines Innenlebens preisgibt, zeigt sich der andere unberührt und verwandelt sich flugs in einen Co-Therapeuten. Die metakommunikative Einnahme eines Standpunktes des Darüberstehenden bewirkt dann, daß sich seine Äußerungen oft recht moralisierend anhören. Metakommunikation und Teilhabe scheinen sich auszuschließen<sup>7</sup>. Beide Abwehrmuster, die Vermeidung von Subjektpositionen und die Verunklarung von Realitäten haben eine gemeinsame psychodynamische Wurzel: es wird die Triangulierung (Rotmann, 1978) vermieden. Die Angst vor der Wiederbelebung eigener ödipaler Konflikte mit den Eltern der Herkunftsfamilie äußert sich in der Dethematisierung

<sup>7</sup> Diese klinische Erfahrung bestätigt, nebenbei bemerkt, die Kritik an Watzlawicks Metakommunikation, wie sie an anderer Stelle geäußert wurde (z. B. Buchholz, 1983): Metakommunikation führt in abstrakte Höhen, denen gerade der unbewußte Sinn entgeht.

von Eifersuchtsempfindungen; der andere soll nicht mit Besitzansprüchen befrachtet werden. „Zweierbeziehung“ heißt die Devise. Die Erfahrung frühkindlicher Triebkonflikte wird in einer spezifischen Weise verleugnet: deren erlebte ungeheure Intensität wird in der Verdrängung gehalten, während man gleichzeitig ein auch aus psychoanalytischer Lektüre verfügbares Wissen darüber hat.

Die Regression der emotionalen Befindlichkeit zur Zweierbeziehung hat in psychoanalytischer Sicht die Dualunion mit der Mutter zum Vorbild. Wo dies Beziehungsmuster bestimmend wird, drängen sich ständig unbalancierte Konflikte um Nähe und Distanz in den Vordergrund; das beschriebene Bedürfnis nach „Metakommunikation“, nach „Beziehungsgesprächen“ scheint uns auch von dem Wunsch gespeist, in solchen Gesprächen die vermißte Dichte wiederherzustellen, ein gemeinsames Erleben sich zu bestätigen, worin einer im anderen ununterscheidbar aufgeht.

„Auseinander-setzungen“ können wegen der unbewußten Harmoniebedürfnisse oft nicht wirklich ausgeglichen werden, da sie die erstrebte Einheitlichkeit der konsensualen Validierung gefährden würden. Beziehungsgespräche dürfen deshalb oft nicht zu einem Ende gelangen. Die süchtige Sehnsucht nach der präambivalenten Einheit dominiert oft auch die Sexualität, die regressiv und symbiotisch genossen wird; sie verhindert die postambivalente Freiheit. Gerade deshalb werden „Zweierbeziehungen“ so sehr von der Angst vor „Verrat“ – trotz bewußter Verurteilung von Eifersuchtsempfindungen – beherrscht. In allen unseren Beziehungskonstellationen war stets eine Angstquelle, ob die beiden Partner eigentlich zusammenbleiben, oder ob sie sich trotz der Kinder voneinander trennen. Diese Frage offen zu thematisieren, löste beträchtliche Angst aus; uns wurde klar, daß sie über sehr lange Phasen der Therapie hinweg „in der Schwebe“ gehalten werden mußte, solange, bis der Gedanke an eine eventuelle Trennung als ein Fortschritt auf dem Weg von Loslösung und Individuation (Mahler u.a., 1978) geschätzt werden konnte.

Gegenüber solcher „Reifungsarbeit“ erscheint das quasi-religiöse Festhalten an der Sehnsucht nach Dichte und nur Intimität als das Neue und wird bewußt motiviert mit der Angst vor dem Rückfall in die Ehemuster der eigenen Eltern. So entsteht ein alternativer Mythos von der nur-harmonischen Zweierbeziehung und von der nur-harmonischen Kindheit.

Rationalisierung fordert ein starkes Ich, die Zunahme von Ängsten schwächt das Ich; es will in einer regressiven Bewegung die Lösung aller Probleme in Harmonie-geheimnissen finden. Ein so geschwächtes, von „Zufällen“ gesteuertes und bestimmtes Ich muß im regredierten Zustand das „nur Gute“ für sich reservieren, während das abgespaltene „Böse“ dann das dritte ist, das die Sicherheit und Harmonie der Zweierbeziehung, scheinbar von außen kommend, gefährdet. In unserem Zusammenhang bietet sich das Konzept der Institution (wie z. B. Ehe und Familie) als „böses Drittes“ an; genauer gesagt: Institutionen werden zum Träger entsprechender Projektionen.

Dies spielt bei der Behandlung der Anti-Familie-Familien, die ja in einer Institution durchgeführt wird, eine wesentliche Rolle. Diese Struktur bewirkt, daß die Therapeuten zu Anfang als bloße Vertreter einer Institution wahrgenommen werden. Gemäß der rationalen Grundorientierung werden an sie Erwartungen derart gerichtet, daß sie pragmatisch Alltagsprobleme lösen, eine innere Anteilnahme wird unbewußt sehnlichst erwartet.

Tatsächlich erlebten wir als Therapeuten sehr heftige Spannungszustände; die (neue) „Unübersichtlichkeit“, das von diesen Paaren ausgehende Chaos rief Impulse ordnend einzugreifen hervor, weckte Bedürfnisse, die Verunklarung von Realitäten durch genaues Nachfragen aufzuhellen oder, als Gegenreaktion, ließ unsere Aufmerksamkeit abschweifen. Dann waren wir zwar entspannter, aber auch in Gefahr, den Kontakt zu verlieren. Besonders schwer ist die erzeugte Wut auszuhalten. Gelingt es jedoch, nicht selbst agierend in das Geschehen einzugreifen, wird eine tiefere Schicht der Beziehungsgestaltung erfahrbar: die Affekte und Spannungszustände müssen zu Anfang der Behandlung bei den Therapeuten deponiert werden. In der Übertragung kommt ein Mechanismus der „projektiven Identifizierung“ zur Geltung, der gut zu den beschriebenen frühkindlichen Beziehungsstörungen paßt. Diese *Schicht personaler Beziehungsgestaltung*, in die sich die frühen Beschädigungen eingetragen haben, wird von der *institutionalisierten Beziehungsgestaltung* lediglich überlagert. Um diese Schicht in die therapeutische Bearbeitung zu bekommen, brauchen die Therapeuten nicht nur ein hohes Maß an Gelassenheit dafür, besonders zu Anfang sehr vieles von dem was geschieht nicht zu verstehen; sie brauchen Toleranz, einen unklaren, weil ja nicht sagbaren Behandlungsauftrag, zu ertragen. Wir sprachen von „Chaostoleranz“. Vor allem müssen sie sich ständig der Aufgabe der affektiven Differenzierung unterziehen und unterscheiden, ob Gefühle, die sie haben, eigene oder gemachte sind. Zur Anteilnahme, zur eigenen „Betroffenheit“ muß eine (selbst-)analytische Haltung hinzukommen. Nur diese läßt immer wieder die Möglichkeit offen, das abgespaltene „Böse“ nicht selbst abspalten zu müssen. Auch aus diesem Grunde haben wir es als hilfreich empfunden, mit einem Co-Therapeuten arbeiten zu können.

Der Wechsel von der institutionalisierten zur personal gestalteten Übertragungsschicht wird z. B. daran erkennbar, daß Frau D. sich in der siebten Sitzung zu fragen begann, ob sie uns eigentlich mit ihren „Nervereien“ störe, oder ob wir sie auch mit ihrer „ganzen Boshaftigkeit“ würden ertragen können? Damit ist dann ein neuer Behandlungsabschnitt erreicht; das „Böse“ wird als eigenes erkannt und brauchte erstmalig nicht mehr projektiv abgespalten zu werden. Der anfänglich kämpferische, fordernde Ton verschwindet zugunsten einer geänderten Übertragungsatmosphäre, in der Liebe und Geborgenheitswünsche sich einstellen. Das Paar regrediert gemeinsam. Wenn sich diese neue Konstellation stabilisiert, wird es sinnvoll, die Eltern dieser Paare zusammen mit dem jeweiligen Partner zu einigen getrennten Gesprächen einzuladen. Der Widerstand gegen solche Vorschläge ist

sehr groß; er richtet sich gegen die Anerkennung der Tatsache, daß Kindliches heute noch das Erwachsenenleben bestimmt. Zweierlei wird jedoch damit erreicht: die Partner beschäftigen sich intensiv mit ihrer Biographie, und in dem Maß wie sie das tun, verstehen sie sich zunehmend als Subjekte ihrer eigenen Geschichte. Ein solches Vorgehen arbeitet also der „Vermeidung von Subjektivpositionen“ entgegen und setzt Kräfte für eine wirklich alternative Lebensgestaltung frei. Zum anderen aber auch verstehen die Paare sich untereinander auf dem Hintergrund ihrer jeweiligen Lebensgeschichte erstmalig sehr viel besser; sie begreifen, wie sie den anderen in alte Spiele verstrickt haben, wie sie selbst verstrickt worden sind. Sie erwerben dadurch wenigstens ein ungefähres Gespür dafür, an welche Adresse die Erwartungen gerichtet sind und wem ihre Wut eigentlich galt. Durch diese Rückführung auf den Ursprungsort wird die Paarbeziehung spürbar entlastet. Damit wird ihre persönliche Wahrnehmung individualisierter; sie sind nicht mehr austauschbar. Wenn dann Enttäuschung, Wut und Trauer folgen und bearbeitet werden können, sind das Gefühle, die nun nicht länger abgespalten, rationalisiert werden müssen; sie werden als eigenes erkannt und als Bereicherung in eine neue Lebensgestaltung aufgenommen.

Davor steht allerdings eine neue Abwehr: um sich vor der Unendlichkeit der Trauer und Hoffnungslosigkeit zu schützen, ist hier ein Wendepunkt in der Therapie erreicht; das Paar ist in Gefahr, auf die alten rationalisierenden Abwehrstrukturen zurückzugreifen. Nicht umsonst war immer wieder von den schwarzen Löchern, in die sie zu fallen drohten, die Rede. Hier sind die Therapeuten in ihrer Sicherheit gebenden Funktion gefragt. Gelingt das Durcharbeiten hier, können Entscheidungen, z. B. für oder gegen eine Trennung, auf neuer Basis getroffen werden; es entsteht auch ein neues Verständnis für das Schicksal der Kinder. Die interne Rollenumkehr löst sich aus der negativen Fixierung. Die Suche nach dem präambivalenten „ganz Anderen“ weicht gegen Ende der Behandlung einer realistischeren Sicht; daß das „ganz Andere“ eine Balanceleistung erfordert. Das meint nicht die „falsche Reife der Resignation“ (Adorno), wohl aber von der Entlastung durch Strukturen Gebrauch machen und auf differenzierte Konfliktlösungsstrategien zurückgreifen zu können. Verbunden ist damit die Aufgabe der hybriden Vorstellung, gänzlich strukturlos leben zu können – als sei Strukturlosigkeit gleich auch schon Freiheit. Gleichwohl ging es um die Beibehaltung des Prinzips „Offenheit“ in der Beziehung. Im Verzicht auf Exzentrik, auf Schaukämpfe, auf Chaos entstand Ruhe zur Reflexion der Diskrepanz zwischen eigener Bedürftigkeit und gesellschaftlichen/historischen/familiären Beschränkungen. – Oft ebneten unsere Gespräche den Weg zur Entwirrung der Paarbeziehung; oft waren sie ein Auftakt zu längerer Einzeltherapie.

### Summary

#### *Families Today – Anti-Family-Families?*

Alternative forms of living had their origin in the 1968-movement, which opposed directly the family.

Meanwhile, this critical impulse has born many divergent forms of alternative living. Some of them have a family-analogue character together with a critical intention towards families. Thus, they are called here „Anti-Family-Families“. They meet difficulties which can neither be understood by clinical theory of neurosis nor by a theory of family dynamics alone; a reconsideration of cultural and societal change must be included. This influence of change on therapeutic process is an unanswered challenge for the family therapist, who meets the influence of alternatively changed family life even in the treatment of „normal“ families.

### Literatur

- Bernfeld, S. (1974): Der soziale Ort und seine Bedeutung für Neurose, Verwahrlosung und Pädagogik. Bd. 2. In: Werder, L. v./ Wolff, R. (Hg.): Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse. Frankfurt: Ullstein. – Boszormenyi-Nagy, J./ Spark, G. M. (1981): Unsichtbare Bindungen. Stuttgart: Klett-Cotta. – Buchholz, M. B. (1973): Psychoanalytische Aspekte der Kommunikation. *Psyche*, 37, 624–641. – Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit (1985): Nichtehele Lebensgemeinschaften in der Bundesrepublik Deutschland. In: Schriftenreihe des Bundesministeriums für Jugend, Familie und Gesundheit. 170. – Duss-von-Werdt, J. (1976): Familientherapie als angewandte Familiensoziologie. In: Richter, H. E./ Strotzka, H./ Willi, J. (Hg.): Familie und seelische Krankheit. Reinbek: Rowohlt. – Habermas, J. (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. 2 Bde. Frankfurt/M.: Suhrkamp. – Habermas, J. (1985): Die neue Unübersichtlichkeit. Frankfurt/M.: Suhrkamp. – Horx, M. (1985): Das Ende der Alternativen. München: Hauser. – Luhmann, N. (1982): Liebe als Passion. Frankfurt/M.: Suhrkamp. – Mahler, M. S./ Pine, F./ Bergman, A. (1978): Die psychische Geburt des Menschen. Frankfurt/M. – Massing, A./ Beushausen, U. (1986): Bis ins dritte und vierte Glied. Auswirkungen des Nationalsozialismus in den Familien. *Psychosozial*. 28, 72–42. – Rotmann, W. (1978): Über die Bedeutung des Vaters in der Wiederannäherungs-Phase. *Psyche*, 32, 1105–1147. – Schenk, H. (1987): Freie Liebe – wilde Ehe. Über die allmähliche Auflösung der Ehe durch die Liebe. München: Beck. – Schleiffer, R. (1982): Familienhistorische Anmerkungen zur Familientherapie. *Familiendynamik*, 7, 19–33. – Schüle, J. A. (1983): Konstitution und Dynamik „offener“ Primärgruppen. Zur Situation von Lebensgemeinschaften. *Kölner Z. Soziol. Sozialpsychol. Sonderheft*, 25, 391–419. – Shorter, E. (1977): Die Geburt der modernen Familie. Reinbek: Rowohlt. – Spangenberg, N./ Altevogt-Brauns, A. (1983): Warum Kinder kriegten? *Psychoanalyse*, 4, 99–132. – Sperling, E./ Massing, A./ Georgi, H./ Reich, G./ Wöbbe-Mönks, E. (1982): Die Mehrgenerationen – Familientherapie. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht. – Tyrell, H. (1985): Literaturbericht. In: Bundesminist. f. Jugend, Familie und Gesundheit (Hg.): Nichtehele Lebensgemeinschaften. Stuttgart: Kohlhammer. – Winnicott, D. W. (1974): Ich-Verzerrung in Form des wahren und des falschen Selbst. In: Winnicott, D. W. (Hg.): Reifungsprozesse und fördernde Umwelt. München: Kindler.

Anschr. d. Verf.: Dr. Michael B. Buchholz, Abt. f. Psycho- u. Soziotherapie der Univ. Göttingen, Humboldtallee 38, 3400 Göttingen.